

Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): - **(1858)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Gott grüß euch liebe Schweizerbrüder,
In allen Landen, fern und nah!

Seht ihr den alten Boten wieder,
So ist das Neue Jahr auch da.

Was hab' ich wohl in meiner Tasche,
Wer ist so keck und langt hinein?

Hoho! gieb Acht auf meine Flasche —
Vom Schützenfest ist's Ehrenwein! —

Den ließ der Mutz mir überreichen
Und hat mir selbst ein Hoch gebracht,

Weil ich, trotz allen meinen Zeichen,
So schönes Wetter ihm gemacht.

Jetzt zieh' ein Andern, aber besser,
Und laß die Flasche mir in Ruh:

— Ein Pröß! — mit einem Rabismesser,
Sammt Blitzableiter noch dazu!

Ja vor dem Bilde ist gut lachen,
Beim Ofen, so in guter Hut,

Doch vor ihm selbst, beim Pulverkrachen,
Da braucht es mehr als Stuben-Muth.

Wohl zählt kein Schweizer seine Feinde,
Nur auf den alten Gott zählt er,

Der stets sich noch mit ihm vereinte,
Wenn einig war sein kleines Heer;

Gilts unsern alten heil'gen Rechten,
Der Freiheit: da will um dieß Gut,

Der Knabe schon, der Greis noch fechten,
Da schont kein Schweizer Gut noch Blut.

Wohl uns, daß in den Preußentagen
Dieß auch so glänzend sich bewährt!

Wie oft hat nicht ein muthig Wagen
Den frechsten Feind schon abgewehrt!

Doch danket Gott! wie es gekommen —
Krieg hat noch nie ein Volk beglückt;
Den „Prüß“ hab' ich nur mitgenommen,
Daß ihr doch Einen einst erblickt.

Jetzt zieh' ein Andern, doch bescheiden:
— Ein goldgestickter Herrenfrack! —
Was hat wohl dieser zu bedeuten?
Parisermode und Geschmack

Ist's eben nicht, was ich möcht' rathen,
Daß ihr zur Tracht erwählen sollt,
Wie eu're Frauen voll Zierrathen,
Von Seide strotzend und von Gold;

Doch daß ein Volk, sei's noch so muthig,
Nicht Alles zwingt durch rohe Kraft;
Daß man vor großen Herrn unblutig
Auch kann gewinnen eine Schlacht;

Daß Ein Mann, bloß mit Geisteswaffen
Ein ganzes Volk verfechten kann
Und ihm sein volles Recht verschaffen:
Das zeigt der goldne Frack euch an.

Laß seh'n, was hast denn du gezogen?
— Ein theures Brod! — Aus Erntenoth?
D nein! Es ward auch schlecht gewogen,
Vom Geiz und Wucher — straf' sie Gott! —

Doch weiter! was hast du gezogen?
Ah seht! — Das Industriegebäud' —
Wo sie des Volkes Werth gewogen,
Nach seiner wahren Tüchtigkeit;

Denn nicht um glimpflich anzubringen
Der Lotterie verbotnen Kram,
Nein! für des Fleißes edles Ringen
Die Ausstellung zu Stande kam.

Heil unserm Volke, das in Ehren,
Trotz seines Landes kargem Schooß,
Durch eignen Fleiß sich weiß zu nähren
Und sich begnügt mit seinem Loos! —

Ihm folgt kein Fluch auf jedem Schritte,
Von unterjochter Völker Weh,
Gastfreundlich blüht's, nach alter Sitte,
Ein Eiland in der wilden See.

Und du, was ist denn dir geworden?
Ei! — Ein Komet mit langem
Schweif! —

Der sollte kommen uns zu morden,
Noch eh' wir zum Gerichte reif! —

O dumme Welt, voll Aberglauben!
Du undankbare Creatur,
Die sich die Seelenruh läßt rauben,
Trotz aller Ordnung der Natur!

Jetzt zieh' ein Andern, doch was Gutes:
O weh! — Ein Leichenzug! — wach
Bild!

Doch weilen wir gesenkten Hutes,
Bis wir die Bruderpflicht erfüllt,
Denn seht! Es ist der Zug von Särgen
Der Opfer aus dem Hauenstein —

Manch Heldenherz sie in sich bergen,
Das sich freiwillig setzte ein.
Was ist des Menschen kühnes Treiben!
Ein Hauch setzt ihm ein frühes Ziel,

Da liegt, trotz allem seinem Sträuben
In Trümmern sein Titanenspiel. —

Doch jetzt möcht' ich noch fröhlich schließen,
Laßt sehn, wer zieht das letzte Loos?

— Das eidgenössische Freischießen! —
Ja, das war wirklich schön und groß.

Seht da die Banner der Kantone,
Mit ihren Wappen reich verziert,
Nicht eines fehlt am Thurmbalkone,
Eintracht hat alle hergeführt.

Vor langgedehnter Scheibenreihe
Krafft's unaufhörlich bis zur Nacht,
Und in der Festhütt' wird mit Weihe
Manch vaterländisch Hoch gebracht;

Musik ertönt und Lieder schallen,
Ein lust'ger Zug den Becher holt;
Auch donnergleiche Schüsse knallen,
Empfang und Abschied wird gezollt;

Und in dem bunten Festgedränge
Hebt Jeder selbst die Polizei,

Es zeigt die ganze Volkemenge,
Daß sie der Freiheit würdig sei.
Auch weiheten sie, nach Väterweise,
Des Herren Tag, wie er's gebot,
Und feierlich erscholl die Weise:

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“
Ja! Wer will uns die Freiheit rauben,
Wenn Er uns hält der Eintracht Band,
Wenn Sittlichkeit noch gilt und Glauben?
Gott segne unser Vaterland!

Einiges über Erziehung. (Fortsetzung vom Jahrg. 1857.)

III. Artikel.

Vom unfleißigen Schulbesuch, was
er schadet, und wie es da besser
sein könnte.

Zu N. N., in einem großen Dorfe, das
ich aber nicht näher bezeichnen will, hat man
sehr geschickte, eifrige Schulmeister, wie sie
nicht überall zu finden sind. Nicht nur in den
gewöhnlichen Fächern, als: Religion, Schrei-
ben, Lesen, Rechnen und Gesang ertheilen sie
gründlichen Unterricht, auch in der Erdbeschrei-
bung, in der Geschichte, im Zeichnen, Feld-
messen und andern Wissenschaften können sie
der Jugend viel Nützliches lehren. Und doch
ist die Jugend zu N. N. meistens noch
sehr unwissend. Von den ältern Knaben ist
kaum einer im Stande, einen verständlichen,
sprachrichtigen Brief zu schreiben, oder eine
nicht ganz gewöhnliche Rechnung schnell und
sicher zu machen; kaum einer kann einen förm-
lichen Conto ausfertigen, geschweige ein Haus-
buch einrichten und führen. — Woher kommt
das? An den Lehrern fehlt es da gewiß nicht,
wie dieß vielleicht an andern Orten hier und
da der Fall sein dürfte; auch an den Gaben
der Kinder fehlt es nicht; viele begreifen Alles
leicht und lernen ohne Mühe. Aber an den
Eltern fehlt es, die ihre Kinder so unfleißig
in die Schule schicken, und an der lauen Schul-

kommission fehlt's, welche die Eltern nicht warnt
und zu ihrer Pflicht anhaltet. Man denke
einmal: In N. N. sind bei 400 schulpflichtige
Kinder, und von diesen sieht man Winterszeit
oft kaum $\frac{3}{8}$, Sommerszeit kaum $\frac{1}{8}$ in der
Schule. Einige bleiben ganze Wochen, ja
Monate lang ohne Noth aus; kaum eines
kommt regelmäßig alle Tage, wie es doch bei
Allen nöthig wäre. In diesem unfleißigen
Schulbesuche liegt der Schlüssel zur Erklärung
der traurigen Erfahrung, daß ungeachtet der
geschickten Lehrer die Ungeschicklichkeit vieler
Kinder noch so groß ist. Die Sache ist ganz
natürlich. Denn wenn man was Rechtes ler-
nen will, so muß man Zeit dazu haben; es
muß einem wichtig sein; man muß sich viel
üben, und die Uebungen so selten als möglich
unterbrechen. Das Alles ist um so richtiger,
je schwerer die Sache ist, die man lernen will.

Nun aber sind bloß Schreiben (ich meine
allerlei Briefe und Aufsätze schreiben), Lesen
(ich meine schön und deutlich lesen und das
Gelesene verstehen) und Rechnen (ich meine
im Kopf und mit Zahlen jede, auch schwerere
Rechnungsaufgabe flink und sicher lösen); bloß
diese drei Fächer sind schon recht schwere Sachen,
woran Mancher sein ganzes Leben, nicht nur
in der Jugend, lernt. Darum ist es erklärlich,
daß ein Knabe es nicht weit darin bringt,
wenn er mehr die Geißel und den Flegel in
der Hand hat, als die Feder; wenn er mehr
auf das Vieh schaut als auf die Bücher; wenn
er mehr Zeit auf dem Felde oder im Stalle

zubringt als in der Schule. — Es ist recht auffallend, wie selbst verständige Eltern nicht einsehen wollen, daß ein fleißiger Schulbesuch durchaus nöthig ist, wenn die Kinder etwas Nambhaftes lernen sollen. Und doch weiß Jedermann, daß es für den Menschen keinen Stillstand gibt, daß er in Allem entweder vorwärts muß oder rückwärts gehet. Keinem Vater, der seinen Sohn ein Handwerk lernen läßt, fällt es ein, ihn nur so von Zeit zu Zeit, etwa über den andern Tag, über die andere Woche oder gar über den andern Monat zu dem Meister zu schicken, und ihm inzwischen immer etwas Anderes zu thun zu geben. Nein, er läßt den Jungen ununterbrochen ein, zwei bis drei Jahre bei dem Meister, damit er's auch recht lerne. Nur gerade mit dem Schulmeister macht man es nicht so, und der hat doch die Kinder eben so wichtige Sachen zu lehren, als ein Handwerker. Wenn man noch bedenkt, daß in jeder guten Schule die Kinder, nach ihren Kenntnissen, in Klassen eingetheilt sind, daß sie da stufenmäßig vorwärts schreiten, und an jedem Tage etwas lernen, das sie wissen müssen, um am folgenden Tage wieder etwas Neues daran zu knüpfen, so muß auch der Einfältigste begreifen, daß Kinder, die nicht regelmäßig in die Schule kommen, unmöglich Fortschritte machen können, daß dadurch dem Lehrer sein Geschäft außerordentlich erschwert wird und natürlich auch verleidet. Ich darf also keck behaupten: Wo gute Schulen sind (und Gottlob gibt's ihrer nun recht viele) und die Kinder doch nichts Rechtes lernen da fehlt's am gehörigen Schulbesuch, und daran sind die Eltern Schuld, die ihre Kinder nicht schicken. Man verstehe mich aber recht. Ich will keineswegs gesagt haben, daß die Kinder der Landleute vom sechsten bis sechzehnten Jahre unausgesetzt

die Schule besuchen, und keine Handarbeiten machen sollen. Nein, es ist ganz an seinem Ort, daß man die Kinder bei Zeiten und fleißig zu zweckmäßiger Arbeit in Haus und Feld anhaltet, damit sie auch diese verstehen und verrichten lernen. Ich schätze und ehre den Bauernstand, der auch mir Brod schafft, zu hoch, als daß ich ihm irgend einen Arm entziehen und die Bauernsöhne zu lauter Schreibern, Agenten u. s. w. machen wollte. Aber eben weil ich den Landmann ehre, so muß ich auch wünschen, daß er selbst recht ehrenwerth sei, und das ist er, wenn er nicht nur seinen Beruf gut kennt und übt, sondern auch alle diejenigen Kenntnisse besitzt, die er als Mensch, als Christ, als Bürger eines freien Staates, als Hausvater nöthig hat, Kenntnisse, die er sich in einer guten Schule am besten erwirbt. Ich will nicht das Unmögliche, nur das Mögliche. Und Niemand wird vernünftigerweise verlangen, daß die Kinder in den sogenannten großen Werken im Sommer, oder bei vielem Schnee und grimmiger Kälte im Winter, oder wenn sie gar zu weit von der Schule entfernt, oder sehr arm sind, nie darin fehlen sollen. Aber sehr möglich ist, und ganz mit Recht fordert man es, daß man die Kinder nicht um ganz unbedeutender Ursachen willen von der Schule abhalte, daß man besonders jüngere, die man noch nicht so viel brauchen kann, hinschicke, anstatt sie herumlaufen zu lassen, daß selbst größere auch im Sommer, ausgenommen in den großen Arbeiten, alle Morgen, wenigstens zwei Stunden, in nützlichen Dingen unterrichtet werden. Die Morgenschule zur Sommerszeit besonders ist zu wünschen; sie trägt auch hier und da, wo sie besucht ist, schon herrliche Früchte; damit ist für den Geist der Kinder gesorgt, so wie auch dafür, daß sie den Eltern helfen können

und arbeiten lernen, und die armen Schullehrer sind nicht mehr verdammt, wie der Sisyphus in der Hölle, im Winter keuchend einen schweren Stein auf einen Berg hinauf zu heben, der dann im Sommer wieder herunterstürzt.

(Einige schädliche Schulgespräche zur Warnung folgen im nächsten Jahr).

Wie der Mann, so die Frau.

Ein jähzorniger, aber sonst rechter und reicher Mann, heirathete eine junge frische Tochter aus guter Familie, daß sich alles wunderte ob seinem guten Geschick, denn sie hatte auch Geld und nahm ihn daher auch nicht nur um deßetwillen. Als man sie vor ihres zukünftigen Herren und Gebieters Jähzorn warnte, sagte sie nur kurz weg: „mit dem will i bald fertig werde, m'r wei luege weles 's länger trybt.“ Am ersten Tage schon erschien auf dem Mittagstische ein Gericht, das dem Herren nicht wie sonst in die Nase duftete. Hui! nahm er die Platte und warf sie, mitsammt ihrem Inhalte, nach der Thüre auf den Boden. Da stand die junge Frau sogleich auf und warf zwei andere Platten, die gut waren, der ersten nach, ebenfalls auf den Boden, und war eben im Begriffe Teller und Gläser auch noch nachzuwerfen, als ihr der erstaunte Mann in den Wurf griff und sie fragte, was das geben sollte? — „Was du g'sehst, i ha g'meint, das sig so der Bruch bi d'r,“ antwortete die junge Frau ganz unerschrocken und noch wie verwundert, daß er es ihr wehren wollte. Da merkte der Mann, wen er vor sich hatte und sein Jähzorn hatte für immer ein Ende, wenigstens vor seiner Frau. Sie aber keiffte nicht, sondern machte nun selber wieder ein

frisches Mittagessen und sie aßen und lebten von nun an im besten Frieden miteinander.

Geduld überwindet Alles.

Ein Mann hatte eine geschwätzige Frau, die alle Tage mindestens zwei Stunden lang mit irgend einer andern Schwätzerin verschwätzt haben mußte, und da fragte sie nicht lange nach Zeit und Gelegenheit, sondern trieb es wann es sie ankam. Einst kam ihr Mann Abends heim und wollte etwas essen, aber weg war die Frau, bei einer Frau Base und hatte den Schlüssel zum Speisekasten mit sich genommen. Da er nun gar wohl wußte, daß ihr Hören und Sehen vergienge, wenn sie am Schwätzen war, so hielt er es für vollkommen unnöthig, jemand zu ihr zu schicken um den Schlüssel zu holen. Er packte daher das Speisekästchen selbst auf einen Wagen aufrecht vorn hin und fuhr damit vor das Haus, wo seine Frau zum Schwätzen hingegangen war, und bat sie, das Speisekästchen aufzuschließen, damit er etwas essen könne. Das Gelächter der ganzen Nachbarschaft und der Troß von Buben, die das kutschirte Kästchen umsprangen, machte aber einen solchen Eindruck auf die geschwätzige Frau, daß sie sich schämte und von nun an die Pflege ihres Mannes und ihrer Haushaltung nie mehr verschwätzte, sondern nach und nach ihren Fehler ganz ablegte.

Die schönen Augen.

Es war einmal ein großes Gastmahl von vielen Duzend Herren. Einer derselben wollte der Freude auch eine Weihe geben und ließ ein sehr hübsches, aber armes Mädchen kommen, das mußte mit einem Teller im Saale

herumgehen und bei den Herren eine Steuer für die Armen einsammeln. Der Gedanke gefiel und gefiel auch nicht, wie man sich's denken kann. Als das hübsche Kind bei einem der Herren ankam, dem das Sammeln minder gefiel als die Sammlerin, sagte dieser: „um deiner schönen Augen willen mußt du von mir auch was haben“ und gab einen Dukaten auf den Teller. Da nahm das Mädchen den Dukaten, steckte ihn in seine Tasche, machte einen flinken Knifs und sagte zu dem Herrn: „Ich danke gar schön, bitte nun aber auch etwas für die Armen.“ Unter schallendem Gelächter der ganzen Gesellschaft mußte der Erwischte nochmals steuern und das Mädchen brachte, dieses Wizes wegen, noch am Ende eine schöne Summe für seine Armen zusammen.

Die Gwundernase.

Bei jedem Kinde erwacht früher oder später einmal der Sinn der Selbstständigkeit, seine erste Aeußerung, ihm selber unbewußt, ist der Widerspruchsgeist; dieser muß durch gute Erziehung, statt in starrköpfigen Eigensinn, in verständiges Vertrauen zu sich und Andern umgewandelt werden; ferner zeigt sich beim Kinde schon frühzeitig der Sinn für das Eigenthum; es will das Kind etwas haben, das es sein Eigenes, ihm allein Gehörendes nennen kann; auch dieß muß man leiten, sonst artet er in Geiz aus oder führt zu leichtsinnigen Unordnungen. Dieser Eigenthumsinn war nun bei einem meiner Schulkameraden besonders ausgebildet, und als er einst ein kleines, verschließbares Kästchen vom Herrn Götti zum Neujahr bekam, da war er übergelücklich und trug von nun an den Schlüssel zu diesem Kästchen ganz stolz in seiner Westen-

tasche herum, daß ihm ja Niemand darüber kommen könne. Nun kamen einst die Herbstferien und da fürchtete er den wichtigen Schlüssel zu verlieren; er gab ihn daher seiner Schwester zum Aufbewahren, bat sie aber dringend, sie möchte doch das Kästchen ja nicht aufmachen, denn er habe darin sein Eigenthum verwahrt, das er allein für sich besitze und die Schwester versprach es ihm, hielt aber ihr Versprechen nicht. Als er fort war, stach sie der Gwunder zu sehen, welches so wichtige Eigenthum das junge Bürschchen wohl besitze, daß er es sogar vor der Schwester verwahrt wissen wollte. Sie öffnete das Kästchen — und was fand sie darin? — nichts, als ein Zettelchen, darauf geschrieben war: „Gwundernase.“

Die Wette.

Zwei Freunde, die einander sehr ähnlich waren und von der Dorfschule an, bis in ihre reifen Jünglingsjahre hinauf, unzertrennlich alles mit einander theilten, so daß man ihnen nur die Zwillinge sagte, wurden auf einmal durch die Heirath des Einen getrennt. Ihm starb nämlich die Mutter, die als Wittwe bisher das Heimwesen regierte, und nun mußte er es übernehmen und brauchte dazu natürlich eine Frau. Das verdroß den Andern und gieng ihm so tief zu Herzen, daß er sich vornahm, den jungen Eheleuten einmal ein Streich zu spielen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Eines Abends, als er bei ihnen vor dem Hause saß und sein Freund ihm anrieth, er solle auch heirathen, „man sei erst ein ganzer Mann, wenn man auch ein Weib habe“ — da sagte er zu diesem: er wolle doch noch vorher seiner Frau das Leintuch unter dem Leibe weg aus ihrem Bette practiciren. Der Mann

protestirt, das sei unmöglich, da müßte er auch dabei sein, die Frau ward roth wie ein Krebs bis hinter die Ohren und lief in das Haus hinein, die Männer lachten ihr nach, endlich galt es eine tüchtige Wette: beide schlugen ein und der Ledige gieng gut Nacht sagend heim zu.

Die Wette war längst vergessen, der Ledige aber noch immer ledig; als es einst des Nachts vor den Fenstern der Eheleute spuckte, wie wenn Schelmen um das Haus wären. Der Ringgi gab nur zwei Schneller, dann winkselte er und gab keinen Laut mehr von sich — die Sachlage war sehr verdächtig, wie die Zeitungsschreiber sagen. „Hans stang uf!“ sagte Stini in großer Angst, „es si Schelme um d's Hus.“ — Hans war rasch auf den Beinen und in den Hosen, nahm seinen Hagenbuchenen und öffnete das Fenster. Da sah er auf einer Leiter ihrer zwei, die gerade in seiner Schlafkammer einbrechen wollten. Er aber, nicht faul, schlug seinen Hagenbuchenen dem obersten so derb auf den Kopf, daß er von der Leiter stürzte und man einen starken Plötsch vernahm, wie wenn einer maustodt dahinfällt. Jetzt hatte es aber doch gefehlt. Was wußte er, ob es Schelmen oder nur Nachtbuben waren, denn es war Samstag Nachts, und ob sie Waffen hatten, oder keine? Einen Menschen todtgeschlagen zu haben, ohne werda zu rufen, das machte die Situation noch verdächtiger, wie die Zeitungsschreiber ebenfalls sagen, wenn die Sachlage noch wichtiger ist. — Stini hatte den Schlag und den Plötsch auch gehört und war, während der Mann hinaus gegangen war, um die Stalllaterne anzuzünden, auch aufgestanden und an das Fenster gekommen. Da hörte sie vermeintlich ihren Mann schnell die Leiter heraufkommen mit den Worten: „Stini, gimmer

d's Klache, i muß ne iwiggeln, er isch mustodt, es isch d's Bänis Ehrigi ab em Chnubel, i muß der Gemeindschreiber ga wecke, daß er no d'Leitere g'fehrt u mer Züge steit, süsch hani-i e verfl G'schicht am Hals — gimmers hurti abe.“ — Stini hatte nichts eiligeres zu thun, als das warme Leintuch aus dem Bette zu ziehen und es dem Manne auf der Leiter herab zu geben, der es rasch abnahm und damit auf und davon sprang. Als Hans endlich seine Laterne angezündet hatte und um das Haus herum getrappelt war, — pressiren that es ihm nicht — fand er, statt einem Todtgeschlagenen, nichts als einen plumpen Strohtoggel mit einem Kürbiskopf auf einem Stecken — der hatte so geplötscht — und der Mann, der das Leintuch erhielt, war nicht Hans, sondern der ledige Freund, der nun seine Wette gewonnen hatte. Darauf heirathete dieser, aber auch die alte Freundschaft der beiden Zwillinge ward wieder so fest wie zuvor.

Am Schlechten ist der beste Brauch vergebens.

Es ist mir leid, daß ich so manches Beispiel guter Ordnung aus meiner Erinnerung an längst vergangene Zeiten herholen muß, allein es ist nun einmal so — ich vermag mich darun nichts. — So war es vor Altem auch noch der Brauch, daß, wer sich thätlich an seinen Eltern vergriff, in der Kirche vor der ganzen Gemeinde, vor allen Geislichen des Kapitels und vor dem Landvogte einen Fußfall und Abbitte thun mußte. Das geschah auch noch in meiner Jugendzeit in einem der angesehensten Dörfer unsers Landes, wo sich ein reicher Bauernsohn so entseßlich vergaß, daß er seinen eigenen Vater schlug. — Wo

aber das Uebermaß von rohen Leidenschaften einen solchen Stumpfsinn erzeugt hat, wie es bei diesem Unmenschen der Fall war, da helfen freilich auch die erschütterndsten Bußen nichts. Als nämlich der Dekan seine Anrede mit den Worten geschlossen hatte: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lang lebest in dem Lande, das Gott der Herr dir geben wird“ — und nun der unnatürliche Sohn seinen Vater vor Gott um Verzeihung beten sollte, sagte er ganz trozig: „Sid i us der Ungewissig bi, han i der Utt uf mi Gog Seel nume g'ehret u nie meh tuget.“

Räthsel.

Hans. Weist du wie viel Ostereier eine nüchter esse cha?

Benz. He das chunt däich uf sy Magen a.

Hans. Nit amal. Es cha ke Möntsch meh weder eis nüchter esse, vo wege wenn er d'selbig im Lyb het, su ist er de scho nümme meh nüchter.

Benz. Aber weist du i welem Monat d'Merliger am wenigsten esse?

Hans. A ah! das weis i nit.

Benz. Oh! im Horner! er het ja nume 28 Tag.

Hans. Was meinst Benz, wenn het d'Sunne am meiste Arbeit?

Benz. He denk z'Nacht, wenn sie sich unger der Erde dure wieder uf die angeri Syte schlyche muß, b'fongerbar bym Fystermond.

Hans. G'fehlt! I de Schaltjahre, wo sie e ganze Tag länger schyne muß.

Benz. Was du nit weischt! — Aber säg du mir, wer ei'm Tag und Nacht öppis wyß macht, u überchunt no Geld d'für?

Hans. Oh der Müller!

Benz. Hesch g'meint? Ney, der Bleiker.

Hans. Säg du mir wie das chunt, daß vo 5 G'schwüserti numen eis mi Better cha sy?

Benz. He das chunt däich vo der Frau nahe.

Hans. Ney, die angere Bieri sy mini Bäsine.

Benz. Schwyg jeze.

Theurer Spaß.

An der Grenze der Schweiz wohnte eine gar liebenswürdige Fürstin als Wittwe, die öfters zu vornehmen Leuten in der benachbarten Schweizerstadt auf Besuch zu kommen pflegte. Auf einem solchen Besuche erschien denn auch einst der Bruder oder Schwager, oder Onkel jener vornehmen Leute; und der war ledig, reich und alt. Da nahm ihn denn der Hausherr bei der Hand und stellte ihn der Fürstin vor mit den Worten:

„Ihro Durchlucht! hie ha-n-i die Ehre Ihnen der Sparhase vo myne Töchtere vorz'stelle.“

Allein der Sparhasen starb und die Töchtern erhielten nicht einen Kappen, er gab alles auswärts.

Der Schaufeln Achter.

Die Bauern von C. sind für filzige Geizhälse bekannt, die nicht einmal dem Wirth etwas gönnen. Kommen sie nach Bern, so kehren alle beim nämlichen Wintenwirth ein, wo es ihnen vergönnt wird, ihr mitgenommenes Wursträdli mit Brod zu essen, in der warmen Stube und sie nichts zu nehmen brauchen, als eine schlechte, wohlfeile Suppe. In dieser Suppe steckte einmal eine schmutzige Spielfarte; die zog ein junger Bursche auß

seiner Portion hervor und zeigte sie dem Wirth; der aber sagte sogleich: „Nun was ist dann das besonders? der Schaufel Achter, hätt' ich für ihn etwa das Herzen Aß hinein thun sollen?“

So sy d'Möntsche.

Es lege sich Zwee schlafe,
 E ryche Buur der eint,
 Dä betet styf zum Herre,
 So wie n'ers äbe meint:
 „Mach morn noh recht schöns Wetter!
 „Jh ha mys letscht Heu duß,
 „Wenn's scho sött' cho ge regne
 „Wär's mit mym Heuet us.“
 Der ander ist e Müller,
 Dä hätt' gern wieder naß,
 Drei Tag scho steit die Mühli
 Still a der staubige Straß:
 „Oh Herr schick wieder Rege!
 „I cha süsch nimmeh b'stah,
 „E Müller ohni Wasser
 „Isch gar e g'schlag'ne Ma.“

So sy sie halt die Möntsche:
 E'n iedere resenirt,
 U was dem Einte recht ist,
 Den Andere 's genirt.
 Jedwede rätscht dem Schöpfer
 Sy letschte Huusverdruß;
 Es düechti ml keis Wunder,
 Sieng ihm d'Giduld z'letscht us;
 U thät er einist alli
 Ung'spißt i Bode schla —
 Es söttigs schinters Chääre
 Ist nit für Jederma.
 U das ist notti d's Aergste:
 Geits dene Bursche gut,
 Su lüpfti emel keine
 Für z'Bete d'Hand a Hut.

Der Berliner-Jemsenjäger.

„Haben Sie denn auch Jemsen gesehen, Gnädiger Herr! als Sie in der Schweiz waren?“ fragte ein alter Förster seinen Gutsherrn und erhielt folgende Schilderung einer Gemsjagd auf dem Sigriswylsergrat zur Antwort:

„Ob ich gesehen habe! daß können Sie glauben, denk mein Lebtag dran und mach es auch mein Lebtag nicht mehr mit. Da habe ich beim Pfarrer zu Sigriswyl in seiner Sennhütte übernachtet, dort rissen mich zwei viehstarke Jemsjäger schon um $\frac{1}{2}$ auf 3 Uhr aus dem warmen Bette, ließen mich kaum Zeit zum Anziehen, zogen mir dann an einer senkrechten Felswand hinauf und stellten mir, ohne nur je frühstückt zu haben, mit meiner Büchse auf ein Plätzchen in die frische Morgenluft. Da ließen sie mir stehen ganz alleine, daß ich schon nach einer Minute habe beten anfangen vor lauter durchsichtiger Seelenangst. Brrr! mir schaudert noch durch den ganzen Leib, wenn ich nur daran denke! und haben mich gesagt, die Kerls, das sei der beste Stand. — Vor mich war ja nichts als lauter abgemachter Mord und Todtschlag, rechts und links noch viel was Trausijeres: da sah die Welt aus, als wie umgekehrt, die Wolken standen unter mich! Nach hinten durste ich ja nicht umsehen, das hatten sie mich verboten, wenn ich mir nicht selber umbringen wolle, hatten sie gesagt, die Kerls.

Da stach ich, wie ein Wetterhahn auf einem Kirchturme drei volle Stunden lang mehr hin als lebendig — zum Glück war Windstille. Uff eenmal da werde ich durch ein Seprassel vor mich aufgeweckt und sehe, kaum zehn Schritt von mich, ein braunes Beest mit zwei schwarzen Hacken uff dem Kopfe. Don-

nerwetter! wie wollt' ich dem aufgebracht haben, wenn ich gewußt hätte, was es war und ich mir zu rühren jetraut hätte. Alleene ich murte nicht. Da glogzte mir das braune Beest eine Weile an, that dann einen schrillen Pfiff und weg war es. — Gleich darauf kam ein janzer Hagel von Steinen auf mir herunter jeschlagen und ich hörte ein janzes Sennthum von Jemsen, wie sie es dort nennen, über meinem Kopfe vorbei rasseln; dann ward es wieder todtenstille um mir herum, Gott sei Dank! denn rühren durst' ich mir ja doch nisch; nur meinen Magen hörte ich deutlich nach dem Frühstücke knurren. Endlich als mir die Sonne schon merklich uffzubrennen anfieng, da kamen die Jemsjäger zu mich und fragten mir, warum ich nicht jeschossen hätte? — Dumme Frage — dachte ich, sagte es aber nicht, denn mit solchen starken Bengels ist sichs nicht gut herumschimpfen. Mit zerfetzten Kleidern, zerrissenen Lederstrümpfen und verlornem Hute kam ich endlich Nachmittags 4 Uhr wieder im Pfarrhause an, ohne einen Schwanz von einer Jemse jesehen zu haben außer jenem Sennthum, das ich über mich hörte. Der janze Spaß kostete mir 200 Thaler; es ist schrecklich theuer in der Schweiz zu reisen.“

Der Wurm mit sieben Mäulern.

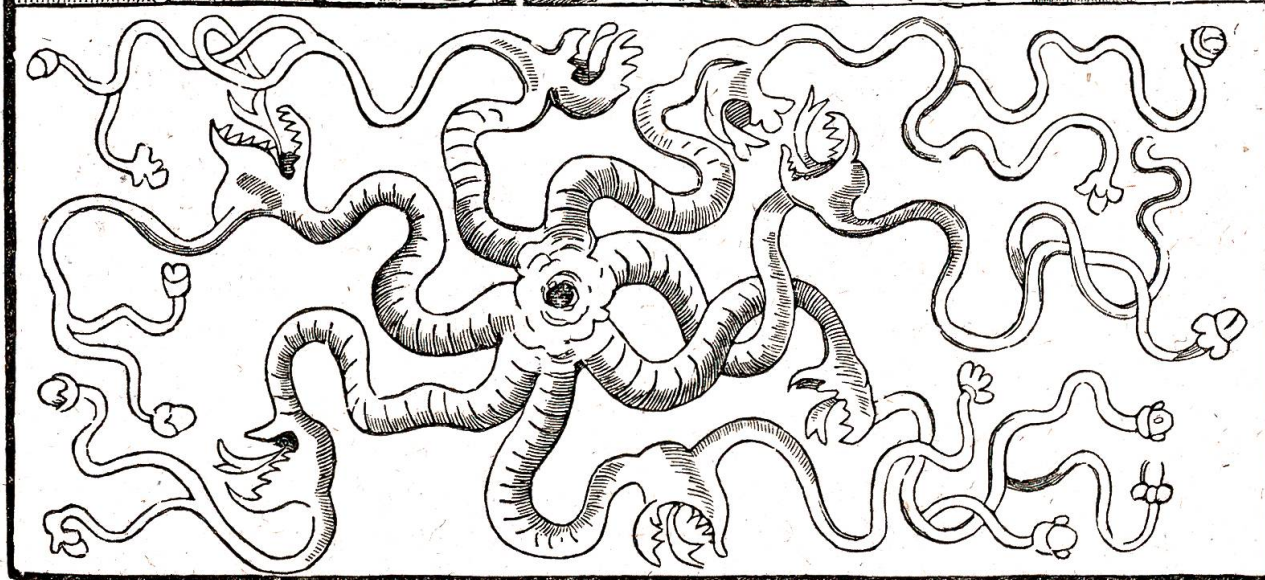
(Mit einer Abbildung.)

Eine Bäuerin lebte bis in ihr vierzigstes Jahr dürftig, aber in bester Gesundheit mit ihrem Manne, von dem Jedermann meinte, er thue genug und möge so kaum „g'schlüffe.“ Da traf diesen der Schlag und die Frau ward auf einmal eine Wittwe. Ihr Bruder war ein gar braver und gescheiter Mann, und dazu ein guter Bruder und half der

Schwester ihre zwei Kinder erziehen; der kam nun sogleich herbei um sie zu trösten und etwa nachzusehen, was ihr verblieben sei. Da fand es sich, daß ihr Mann ein steinreicher Kauz war, der Kisten voll Geld hatte und Scheine auf Bankhäuser und daß er das Alles zu verheimlichen wußte. Jetzt kam das an den Tag; das Breni, die Wittwe, ließ sich auf, baute sich ein steinernes Stöckli, hielt sich Rosß und Wägeli, mästete Säu, hatte das Kamin voll Speckseiten; gab nicht ab, aber ließ den Sohn auf den Hof heirathen; kriegte dem Meitschi einen braven Mann, und lebte von nun an, die Hände im Schooß, zwischen lauter Rükli und Anfenballen. Da war es aber aus mit Breni's Gesundheit — rein aus. Sie wurde dick, aufgetrieben, bekam schweren Athem, böse Launen, schlechten Humor, geschwollene Füße, sah aus wie eine Blutwurst, doch nicht; daß sie etwa getrunken hätte; kurz es war ein Elend bei allem Reichthum, und ihre Neider gönnten es ihr, daß sie ihn nicht mehr genießen konnte. Da wurde hin und her gedoktert, Mittel geschluckt, Pilnauer- und Selzerwasser durcheinander getrunken und Dökter von Bern beschickt. Alles half nichts — conträre — es kam immer schlimmer, zuletzt war Breni am Verspringen.

Da kam ihr Bruder wieder einmal, sie zu sehen und mußte sich b'segnen ob ihrem Aussehen. Der gab ihr nun an: sie solle noch den Doktor in seinem Orte brauchen, er wolle ihn berichten, wie er sie gefunden, sie müsse ihm d's Wasser mitgeben. Das gefiel, denn Breni hatte b'sonderbar großes Zutrauen zu dem was der Bruder rieth. Da kam nach 3 Tagen ein Bote mit einem Brief zum Breni, denn der Bruder wohnte im hinteren Emmenthal und sie an der Solothurnergrenze. Darin

Der Wurm mit sieben Mäulern.



stand: daß Breni einen Wurm im Leibe habe mit sieben Mäulern und der habe sich siebenfach in ihr Leben hineingefressen. Um den aber zu kuriren, müsse sie selber kommen, denn der Doktor dürfe seine Kranken nicht verlassen, aber sie müsse zu Fuß kommen, denn wenn der Wurm geschüttelt würde, so beiße er ihr etwas ab im Leibe und dann sei es aus mit ihr; so aber getraue er sich ihm Meister zu werden und, wenn sie folge, sie wieder völlig zu kuriren. Sie dürfe aber unterwegs weder Speck, noch Anken essen, und nur zum z'Morge Kaffee, sunst g'Rösch und Fleischsuppe und etwas „G'schläsmets“ und alli Tag „es Schöppli“ guten alten Wein trinken. Das kam Breni spannisch vor, aber sie hatte es ihrem Bruder versprochen ihm zu folgen und hatte Vertrauen zum Doktor, und was thut da nicht ein Patient? Den ersten Tag kam sie nur bis Wiedlisbach, und war doch früh auf, damit sie Niemand zu Fuß verreisen sehe. So gieng es Tag für Tag, doch immer etwas besser und immer etwas leichter; sie hatte ein Weibervolk bei sich, das ihre Sache tragen mußte und wenn sie auch an allerlei zu leiden hatte mit ihrem schweren Leib und ihren dicken Beinen, so hatte sie doch gut Wetter und guten Weg und langte endlich am fünften Abend hinten im Emmenthal, nicht weit vom Criz, bei ihrem Bruder an. Der fand sie schon merklich besser und der Doktor erst, der lachte auf den Stockzähnen und sagte Breni, wenn sie so fortfahre genau und unverbrüchlich seinem Rathe zu folgen, so komme alles gut; der Wurm selbst sei von ihrem Fasten bereits abgestorben; aber er habe noch Eier bei ihr zurückgelassen. Nun solle sie ganz auf dieselbe Art wieder zu Fuß heimreisen, wenn sie einen Tag ausgeruht sei, und dann daheim so fortleben, wie

wenn sie auf der Reise wäre, dann werden nach und nach auch die Eier absterben.

Breni war nicht dumm. Sie roch den Braten wohl, den ihr der Bruder beim Doktor hat verschreiben lassen, aber sie zog den Nutzen daraus, änderte ihren faulen Müßiggang, lebte mäßig in Speis und Trank und erlangte durch nützliche Arbeitsamkeit wieder den Segen der Gesundheit und des Frohsinns, kurz sie ward wieder eine wackere, ehrbare Bäurin, geliebt und geehrt in der ganzen Gegend.

Ist das Schnappstrinken zu etwas gut oder nicht?

Ein Jäger gieng in eine Pinte, trank dort Schnapps und schlief darob ein. Unterdessen machte sich sein Hund auf und davon, in den Wald hinein und jagte auf eigene Faust einen Hirschen. Der Hirsch floh über Feld, kam auf die Landstraße, brachte dort eine Extrapost zum Reißhaus; bei einer entlegenen Hütte schlug der Wagen um, der Passagier darin, ein reicher Geizhals, brach darob sein Genick und wurde von lachenden Erben beerbt, der Postillon schlug mit dem Kopfe glücklicher Weise ein Bodenbrett in einer Grube ein, fand unter demselben einen Haufen voll Gold und ward ein reicher Mann.

Hätte nun der Jäger nicht Schnapps getrunken, so

Hätte der Hund keinen Hirschen gejagt, und Hätte der Hirsch nicht die Postpferde scheu gemacht;

Hätte der Wagen nicht umgeschlagen, der reiche Geizhals

Hätte sein Leben nicht verloren, und

Hätte nicht beerbt werden können; auch

Hätte der Postillon mit dem Kopf kein Brett durchgeschlagen, und

Hätte dann keinen Schatz gefunden, und
Hätte kein reicher Mann werden können.

Darumb denn und dessentwegen
Kömmbt die Frag nicht ungelegen,
Ob man darf, nach solcher G'schicht,
Schnapps noch trinken, oder nicht?

Die Weinprobe.

Mein Großvater war gar stolz auf seine
Neben hinter dem Schloßhubel und meinte
solch' ein Weinchen gebe es lange keins mehr;
das rühmte er oft dem Gerichtsherrn zu N. N.
bei dem er gar wohl gelitten war, als es noch
solche gab vor No. 1798. Dieser war ein
freundlicher Herr, der anderer Leute Sache
auch was gelten ließ, und sagte darum zu
meinem Großvater: er solle ihm einmal von
seinem Guten auch ein Versucherli mitbringen.
Als nun mein Großvater das nächste Mal
mit einer Butelle von seinem „Besten“
aufmarschirt kam und der Herr Gerichtsherr
ihn versucht hatte, befahl Letzterer dem Be-
dienten: er solle dem Weibel sagen, den
Holzfrevler vom Thurm herab zu holen und
her zu führen. Dieß geschah sogleich; da
nahm der Gerichtsherr das Glas mit meines
Großvaters „Bestem,“ gab es dem Frevler
zum austrinken und, als dieser damit fertig
war, sagte er zu ihm: „So, du hast jetz
wieder hei, du bist jetz g'strafte gnue, du
arme Schelm.“

Das fromme B'segnen.

Ich sprach einst mit einem Landmanne
vom B'segnen, wie gut das sei für alles
was der Mensch beginnen wolle. Da sagte
mir dieser, er habe das schon in seinem 12ten
Jahre erfahren. Da sei er mit einem Huttli
ein paar Stunden weit vom Vater zum Salz

holen geschickt worden, im Huttli sei der
Sack mit dem Geld für das Salz in einem
Papierli gelegen und so sei er getrost und
munter seines Weges gegangen, bis zu einer
Bergschlucht, wo es tüchtig zu regnen an-
fieng. Da habe er sein Säcklein herausneh-
men wollen um damit seine schöne neue Kappe
vom Naßwerden zu schützen, als er auf einmal
zu seinem großen Schrecken sah, daß dem
Huttli der Boden fehlte und Sack und Geld
verloren waren. Er aber habe sich nicht
lange mit Pflennen versäumt, sondern sei
schleunigst zurückgelaufen um das Verlorne
wieder zu suchen, was er denn auch alles
bald wiederfand. Auf dem Rückweg habe er
aber hinter sich ein gar sonderbares Donnern
gehört und ein Zittern des Bodens zu ver-
spüren geglaubt, worauf er jedoch im
Suchen nicht viel Acht gegeben habe. Als
er aber wieder zur Bergschlucht gekommen
und hineingegangen sei, da sei der ganze
Weg und alles durch einen Bergsturz ver-
wüstet und verschüttet gewesen und nun habe
er gewußt, warum seinem Huttli der Boden
ausgegangen sei: weil er sich beim Ausgang
von daheim b'segnet habe, und ihn dadurch
der liebe Gott vor elendem Umkommen be-
hüten wollte. Drum lehre er auch seine Kin-
der jedesmal beten und sich b'segnen: „Der
Herr behüte meinen Ausgang und Eingang
von nun an, bis in Ewigkeit, Amen!“

Der fremde Alterthümer.

In unserem Lande haben nicht immer der
Joggi und der Benz gewohnt in Ruh und
Frieden und sind auch nicht von der Schöpfung
an die alten Herren von Bern Meister gewe-
sen bis an die Schneeberge. Es gab früher
ganz andere Meister, denn Meister muß

Jemand sein in einem Lande, sonst verlottert alles. Da herrschten denn, so um die Zeit der ersten Weihnacht herum, die Römer hier zu Lande, nämlich im jetzigen Bernerländli; aber von ihren Wohnungen und andern Bauten ist kaum hie und da noch etwas unter dem Boden zu finden und darauf giebt der gemeine Mann wenig obacht, ja kaum noch auf Münzen, die da und dort etwa noch zum Vorschein kommen, ungeachtet man in der Stadt derartige Dinge wohl zahlen würde und gerne den Finder zum Weitersuchen ermuntert; und wenn auch hie und da Einer etwas Neues für Altes bringt, so lacht ihn darum Niemand aus. Wenn aber studirte Herren in jedem Stein eine Antiquität erkennen wollen, so ist das Auslachen noch die gelindeste Strafe dafür. So traf einst der Herr Pfarrer von S. einen jungen fremden Herrn an, der ganz eifrig zwei runde, gemauerte weiße Säulen abzeichnete, die noch lange, zwischen Oberhofen und Gunten, im grünen Laube standen, und die er für römische Meilenzeiger, oder Grenzsteine hielt. Als ihm aber der Herr Pfarrer sagte, was es sei, da schlug er grimmig seinen Zeichnungsapparat zusammen und machte sich aus dem Staube, denn es waren nichts als die Reste des ehemaligen Galgens von Oberhofen.

Der Geschorne.

Ein Bettler kommt zu einem Schärer und bittet ihn er möchte ihm doch um Gottes Willen den Bart und die Haare scheren, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Mensch. Der Schärer darf nicht nein sagen, verrichtet das Geschäft aber mit Unmuth und verdrüsslich. Da heulte der Pudel im Hofe und als dem Meister Niemand sagen konnte, was er

habe, sagte der Bettler: „Er wird denk o um der Gotts Wille g'schore worde sy.“

Der Rosßdieb.

Vor Altem wurden die Rosß- und andere Diebe noch gehängt, wenn man sie erwischte. So sollte einst auch ein Rosßschelm gehängt werden; der zappelte aber ganz erbärmlich, weil er einen gar starken Hals hatte, der dem Strick widerstand; da klammerte sich der Henker an des Gehängten Beine, um den Lättsch besser zuzuziehen, denn Alles schrie laut über die Grimassen, die der Schelm schnitt; nun brach aber der Strick und beide fielen zu Boden. Als man dem Gehängten den Strick losmachte, lebte er noch und nun erklärte sein Advokat: er dürfte nicht zum zweiten Mal gehängt werden, denn der Urtheilsspruch gieng nur auf Hinrichtung mit einem Strick, und nicht mit zweien. So entgieng der Rosßdieb der Todesstrafe; es war damals schon die Uebergangszeit zur neuen Humanität.

Der übelgelaunte Patient.

Doktor. Sie haben mich rufen lassen, wo fehlt es Ihnen?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. Wo haben Sie Schmerzen?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. Wann sind Sie krank geworden?

Patient. Ich weiß es nicht.

Doktor. So schicken Sie in die Apotheke etwas zu holen, ich weiß nicht was, das brauchen Sie, ich weiß nicht wie, so werden Sie wieder gesund, ich weiß nicht wann und wann ich wieder komm', das weiß ich auch nicht.

Der Prüß.

Hans. Aber Bänzi heste de o ne Prüß g'feh a der Grenze?

Benz. Versteit si hani! meh as hungerttuffig, wo mer änen am Rhyn g'stange sy, zwänzig Stung hinger Marau, en iedere mit sechs Paar badriottischen Ueberstrümpfen a de Füesse, die gä warm, u d'Schuh sy usen Ufwachs g'naglet g'sy.

Hans. Aber drum d'Prüße?

Benz. He ja heimer g'feh hingerem Schwarzwald füre luege, Kerleni wie Chilchsthürn u mit Blyzableitere druff. Schnäuz hei sie g'ha wie Chriesäst u wenn ihren Oberist vor ne düre g'filiert ist, su het en iedere si Zwölfpfünder mit der Lavete bresentirt wie Schnupf, nume Näder hei si keiner g'ha.

Hans. Warum seyt me de, es sig e kei Prüß nume hingerem Dse füre kroche, will z'schwyge usen Ländli use?

Benz. Wohl frill sy sie, aber sie hättes nit emal nöthig g'ha. Weist du nit, daß der Schwarzwald ga Hingerbommere g'hört? — u d'Hingerbommerer het der Chünig vo Prüße ja just an is greiset, sövel wirst de doch wüsse?

Hans. He ja! das het me g'seit, well er, u das han i o g'lese.

Benz. U glaubs ume, susch bist e ke rechte Battriot.

Hans. Zell du jeh wyters.

Benz. U Auge hei si g'macht, wie lutter Bollmünd, sie hei frei züntet; aber wo sie üser Stuzer g'feh hei, da hei sie Pech gä. Es gitt jeh uf em ganze Schwarzwald kei einzige Gans meh; die letschti han i no eim g'feh zum Mul us luege, die Hingerbommerer hei alli usg'fresse, vo wege sie lebe vo

nüt angerem u verschlücke sie mit sammt den unv'schnittene Federe.

Hans. S'wird nit sy?

Benz. Uf mi Goh Seel!

Hans und Hänsl.

Hans ritt auf seinem Eselein,
Ganz ruhig seiner Wegen,
Ihm folgte Hänsl hintendrein,
Da kam Jemand entgegen,
Der fuhr den Hans gar herrisch an:
„Ein Mann wie du wohl laufen kann,
„Laß du dein Söhnchen reiten.“

Da stieg Hans ab und Hänsl auf
Und zogen all Drei weiter;
Doch bald nach einem kurzen Lauf,
Da mischt sich drein ein Zweiter;
„Was sitzest du da krötenbreit?
„Du junger Bursch! sei doch gescheit,
„Laß auch den Vater reiten.“

Drauf stieg auch Hans zum Hänsl auf
Und ritten alle beide,
Da kam ein Dritter her im Lauf
Und schimpfte wie ein Heide:
„Was seid ihr für Thierquäler ihr?
„Zwei Lämmel so auf einem Thier,
„Euch sollt' man auch so reiten.“
Nun stiegen alle beide ab
Von ihrem Doppelritte,
Zu Fuß gieng Hans nun und sein Knab,
Der Esel in der Mitte.

„Da schrie sogleich ein Vierter drein,
„Ihr müßt kuriose Leute sein,
„Kann keiner von euch reiten?“

Da riethen sie nun her und hin,
Wer jetzt wohl reiten müsse?
Bis auf den Esel fiel ihr Sinn;
Dem banden sie die Füße,

Und trugen ihn drauf so nach Haus,
Dort höhnte man sie tüchtig aus:
Daß sie ihn ließen reiten.

So geht's! Wer um die Welt sich scheert,
Wird auch von ihr geschoren,
Das ist's was dieß Geschichtchen lehrt,
Will's Gott ist's nicht verloren!
Geh' jeder fromm sein Leben lang
Verständig seinen eignen Gang:
Dann wird ihn Niemand reiten.

Der Schulmeister.

Ein Schulmeister brauchte immer zwei Sprüche, wenn man ihm ein Kind in die Schule brachte. Vorerst sagte er zu den Eltern: „Allein kann ich nicht ziehen, Ihr müßt mitziehen,“ und dann: „Wenn Ihr mitzieht, so müßt ihr den gleichen Weg ziehen wie ich.“ Einen dritten Spruch führte er, wenn die Eltern ihre Kinder recht herausstrichen und rühmten, nämlich: „Lieber ungezogen als verzogen.“

Der Musiklehrer.

Ein solcher sagte einst, er fordere einen Franken für die Stunde Lehrgeld einem Schüler der noch gar nichts könne, einem solchen aber der schon etwas könne, fordere er zwei; und wenn man ihn nach dem Grunde fragte, so gab er zur Antwort: „Einen verlange ich, daß ich ihn lehre, und den andern, daß ich ihn abgewöhne und daß er die alte Leier lasse.“

Der kluge Köhler.

Einem Fürsten ward ein Schatz gestohlen, da bot sich ihm ein Köhler an, denselben in drei Tagen wieder zu verschaffen. Am Ende des ersten Tages gieng ein Hofdiener am

Köhler vorüber, da sagte er: „Nun der erste wär vorbei.“ Er meinte nämlich damit den ersten Tag. Ebenso am zweiten Tage: „Der zweite wär auch vorüber;“ und am dritten Tage sagte er: „Nun sind alle drei an mir vorübergegangen.“ Da glaubten die Hofdiener, er habe sie gemeint und gaben sich ihm auch richtig als die Schatzdiebe zu erkennen, baten ihn aber nur den Schatz anzuzeigen, und sie zu verschonen, was er auch that. D's böß G'wüsse tha viel.

Eine alte Geschichte.

Ich las einmal eine alte Geschichte, die man heut zu Tage den Krähwinklern, oder andern dergleichen zuschreiben würde, sie stand in einem alten Buche aus dem Schwabenlande, und hatte zur Ueberschrift: „Warum die Bauern keine Lanzknechte mehr beherbergen wollen.“ Da kam einmal ein Lanzknecht, d. h. ein gedungener Soldat, über Feld gegangen, der sah am Galgen einen Schelm hangen, der bessere Hosen hatte als er; drum zog er sie demselben ab und, weil damals Hose und Strumpf eins war, letzterer Theil aber an den Füßen des Schelmen angefroren war, so schnitt er, um bald fertig zu werden, die Füße mit ab. Als er nun bei einem Bauern im Nachtlager war, in einer guten warmen Stube, da froren die Füße auf und er konnte die Hosen gut ablösen, steckte sie in seinen Mantel und stellte die nackten Füße des Gehenkten unter den Ofen. In der Nacht wurde es unruhig im Haus und bald kam der Bauer in das warme Zimmer und bat den Lanzknecht um Erlaubniß, ein frischgeworfenes Kalb da hineinstellen zu dürfen, weil der Stall zu kalt sei. Dieß geschah und nun sann der Lanzknecht auf eine List um unbezahlt davon

zu kommen: er stellte die Füße des Gehent-
ten zum Kalb, packte alles gut zusammen
was sein war und machte sich, wie ein an-
derer Schelm, zum Fenster hinaus. Am
Morgen, als der Bauer die roth abgeschnit-
tenen Füße beim Kalbe sah, und keinen
Lanzknecht mehr fand, glaubte er: das Kalb
habe den Lanzknecht aufgefressen und lief im
Schrecken zum Dorfschultheißen. Dieser be-
rief den Gemeindrath, dieser erkannte: daß
man ein so erschreckliches Kalb nicht leben
lassen dürfe, sonst würde es die ganze Ge-
meinde auffressen, wenn es einst ein Stier wäre.
Da sich aber Niemand zu ihm hingetraute,
so zündete man das Haus an und mit diesem
verbrannte das ganze Dorf. Darum wollten
seither die Schwaben keine Lanzknechte mehr
beherbergen.

Die Judenwette.

Ein holländischer Offizier mochte einen ge-
wissen gemeinen und schäbigen Juden, der all-
gemein unter dem Namen Jäkuf bekannt war,
nicht leiden und sagte einst seinem Kamera-
den, er gäbe viel Geld, wenn er einmal
den Jäkuf recht anlaufen lassen dürfte. „Dem
ist bald geholfen,“ sagte der andere, „biete
nur eine tüchtige Wette an; wenn dieser
Jude ein Profitchen machen kann, so läßt er
es niemals fahren.“ Gesagt, gethan. So-
gleich giengen sie in die Judenkneipe und
ließen sich mit dem Jäkuf in's Gespräch.
„Was gilt's, ich spucke Dir nur eine Erbse groß
mitten auf die Nasenspiße, weder rechts noch
links und kein Gran mehr als eine Erbs
groß.“ Eine gesottene, oder ungesottene?
fragte der Jude, „eine ungesottene, und es
gilt zehn Gulden, hier setz' ich sie in Gold.“
Der Jude setzte auch ein Zehnguldenstück
und stellte sich auf die Mensur mit verschlof-

senen Augen. Da spie ihm der Holländer
nach Herzenslust das Gesicht voll, der Jäkuf
aber schrie in einem fort: „Oh wai geschrieen,
ich hab's ja gewonnen.“

Das Gespenst auf dem Kirchwege.

Einem reichen, aber silzigen Bauern war
sein Lebtage der Kirchweg ein Dorn im Auge,
weil er über seinen besten Acker führte und
dieser beim nassen Wetter oft schonungslos
zertreten wurde. In der Jugend hatte er
noch Freunde, denn er war reich und ein
glücklicher Spieler, und so mochte er sich der
Wegordnung lange erwehren; im Alter aber
war er nichts mehr als ein reicher Geizhals,
dem man zum Troß that was man konnte.
Da sann er auf ein Mittel. Nach und nach
kam der Kirchweg in Verruf als „ung'hürrig;“
es rasselte Nachts im Beinhaufe und gieng
eine weiße Gestalt herum und der Acker des
reichen Bauern kam wieder zu seinen recht-
mäßigen Borten, weil kein sterbens Mensch
mehr diesen Kirchweg betreten wollte. Einst
war aber ein handfester Mann aus den Ber-
gen auf Besuch in dem Dorfe und verspätete
sich, so daß er, trotz allem Abbrathen, den
kürzesten Weg nach seinem Heimet über den
verrufenen Kirchweg einschlug. Da hörte er
allerdings kuriose Töne hinter sich vom Bein-
haus herrasseln und bald verfolgte ihn eine
weiße, himmellange Gestalt, daß es ihm doch
anfleng zu krüfelen; er gieng aber mit einem
„Das walt Gott“ seines Weges und erreichte
des reichen Bauern Ackerweg. Als ihm nun
aber da das Gespenst auch nachfolgte, stellte
er sich und, indem er sagte: „Du scheinst
mir kein Gespenst zu sein, denn du bist nicht
dahin gebannt, von wo du ausgehst,“ packte
er die Gestalt kräftig beim Leintuche, prü-
gelte sie tüchtig durch und ließ sie liegen.

Von jener Nacht an sah man beim reichen Bauern drei Wochen lang einen fremden Doktor alle Tage zweimal aus- und eingehen und der Kirchgang war wiederum gangbar.

Zum Bilde oben über dem Boten- grüße.

Sa, tanz nur junges Volk da oben,
Junathun muß man an dir noch loben,
Doch schau' auch alles ringsum an,
Und nimm dir ein Exempel dran.

Dort steht die Kirch' — vergiß sie nie
Du junges Mädchen, das so früh
Schon nach dem flotten Tanzplatz zieht;
Dort ist schon mancher Kranz verblüht,
Der einst beim Chor, noch keusch und rein,
Dein schönster Brautschmuck sollte sein.

Und ihr hoffärtige Bursche all!
Bedenkt: Hochmuth kommt vor dem Fall;
Der Mann da auf dem leeren Faß,
Dem gieng es früher wohl auch bas;
Jetzt lebt er von dem Klarinet
Und hat daheim ein hartes Bett.

Wer nie zu Rath zieht seine Sachen,
Sich allzeit schämt nicht mitzumachen,
Und nie geht seinen eig'nen Gang:
Der bleibt ein Aff sein Leben lang.

Und wer sein Lebtag nichts gelernt,
Die Jugendzeit nur wüßt verschwärmt,
Der schaut im Alter dumm hervor,
Wie der dort mit dem langen Ohr.

Ein Mißverständnis.

Während dem Franzosenkriege standen zwei Schildwachen am Rhein. Der Franzose suchte den am jenseitigen Ufer stehenden Schwaben zu necken und schrie ihm immer „Fili!“ hinüber. Der Schwabe aber wußte nicht, daß ein Fili auf französisch

einen Spitzbuben bedeutet, und meinte, der Franzose frage ihn aus Langeweile „wie viel Uhr?“ Schrie ihm daher ganz gutmüthig hinüber: „Halber viere!“

Das hölzerne Rezept.

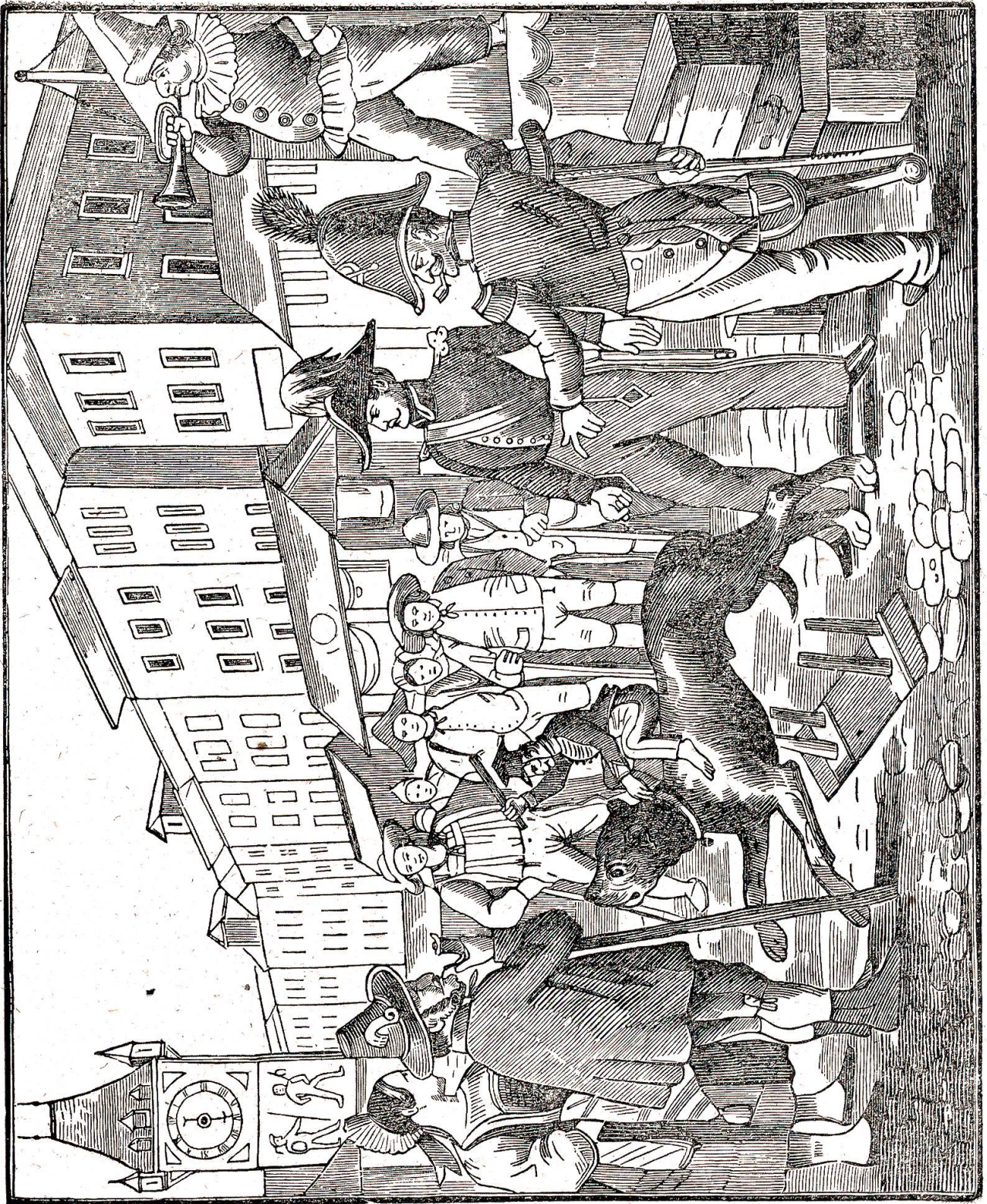
In einem Bauernhause war Jemand krank, der Doktor kam und wollte ein Rezept schreiben, hatte aber sein Schreibbüchlein vergessen und schrieb nun sein Rezept, weil auch im ganzen Hause keinerlei Schreibzeug zu haben war, mit Kreide an die Stubenthüre, denn ohne Rezept hätte er auch nichts fordern dürfen für den Gang. Dem Bauern sagte er nur kurzweg: er könne es abschreiben lassen. Dieser aber wollte nicht noch für das Abschreiben zahlen, war es doch nicht für ein Stück „Bieh,“ daß der Doktor gekommen war, sondern nur für ein „Byhervolch.“ Darum hängte er die Thüre aus, lud sie auf ein Karrli und fuhr damit vor die Apotheke.

Eine Hundsgeschichte.

(Mit einer Abbildung).

Ein alter Soldat, der in einer Fremdenlegion in Spanien gedient und bei Gibraltar ein Bein verloren hatte, wo er nach ausgestandener Heilung, mit einem doppelten Halbjahrsold und einer Stelze wie ich eine habe, verabschiedet wurde, kaufte sich dort ein junges Affchen, das an den Felsen der Festung gefangen wurde, — die einzige Affenart die in Europa wild vorkömmt. Mit diesem Thierchen zog er nun in die weite Welt, lernte es Künste, hielt es freundlich und gut, denn es war sein einziger Freund und sein Broderwerb. Von Dorf zu Dorf, von Land zu Land zog er damit herum und zeigte es

Eine Hundsgeschichte.



um Geld und es machte in seinem Uhlanen-Uniformchen die possirlichsten Figuren, daß es seinem Herren oft recht ordentliche Tage verschaffte und er überall mit Ehren durchkam, ja oft recht bei Geld war. Eines Tags hatte unser Soldat eine große Vorstellung auf einem Jahrmarkte mit seinem Uhlanen-Offizierchen; alles gieng gut, man zahlte reichlich, wenn auch nach Belieben, in die viereckige Mütze des Aeffchens, das im Kreis herum sammelte, bis es vor einen trotzigen Jäger in reicher Uniform kam, der einen großen Fanghund neben sich liegen hatte. Dieser steng sogleich auf die Uniform des Aeffchens zu schimpfen an und drohte seinen Hund auf den Affen mit sammt seinem Herrn loszulassen, daß alles vor Unwillen schrie und sich auf des Soldaten Partei stellte.

Da kam dieser heran, stellte seine Bank in die Mitte des Kreises, zählte zwölf Kronenthaler darauf hin und sagte zum Jäger: es gelte eine Wette, daß sein kleines Aeffchen seinem Fanghunde bald Meister sein werde, wenn er ihn drauf hezen wolle, es solle nur mit einem Stückchen Holz bewaffnet sein. Der Jäger gieng die Wette trotzig ein, strich auch 12 Thaler auf die Bank, nahm seinen Fanghund am Halsband und stellte sich parat. Der Soldat gab seinem Aeffchen ein kleines, dreikantiges Scheitchen von hartem Holz in's Pfötchen, zeigte ihm den Hund und setzte es demselben gegenüber auf die Bank. Auf einmal erscholl das Zeichen und der Hund schoß wie ein Wolf auf die Bank zu, rannte sie um und stolperte darüber; allein das Aeffchen hatte zur rechten Zeit einen hohen Satz gemacht und saß im nämlichen Augenblick dem großen Thiere auf dem Nacken, wo es sich am Halsbande festhielt, während es ihm mit seinem Scheitchen so rasch und

kräftig auf der Nase herum trommelte, daß dieser heulend und winselnd, mit dem Schwanz zwischen den Beinen im Kreise herum lief, seinen Meister nicht finden konnte und alles „Bravo!“ schrie und den stolzen Jäger auslachte. Auf einen kurzen Pfiff sprang das Aeffchen wie ein Blitz ab dem Hund, war in ein paar Säzen wieder auf dem Kopfe seines Herrn und zeigte von da aus dem Jäger ein paar Mal seine beiden Gesichter. Dieser ließ seine Thaler im Stich, das Aeffchen hatte gewonnen und der Soldat eine reichliche Einnahme.

Der zärtliche Vater.

Einst mußte ich einem kuriosen Herrn auf einem Landgute Leid klagen, weil er kürzlich seinen einzigen Sohn verloren hatte. Dieser Sohn hatte 3 große Ohrenkauze gehabt, die er sehr liebte und täglich fütterte; als er nun gestorben war, vergaß man die Ohrenkauzen und einige Tage nach dem Leichenbegängnisse des Sohnes, krepirten sie daher aus Hunger. Da sagte mir der Herr Papa bei meiner Condolation: „Ach lieget, es isch mym Rudi gut g'gange, daß er g'storba isch, denn es paar Tag nach ihm sy sini Chuzä o g'storba, u wenn er das noch erlebt hätti, su wär är doch g'storba.“

Das Zürcher-Sechseläuten.

In Zürich geht's gar lustig zu
Bei ihrem Sechseläuten;

Da bleibt kein g'sunder Mensch in Ruh',
Die Stadt ist voll von Leuten.

Da zieh'n die Zünfte hin und her,
Die eine zu der andern,

Als ob die Stadt voll Narren wär',
Sieht man herum sie wandern.

Die Einen zieh'n in Prozession,
Mit Masken und mit Fahnen;
Die Andern bilden ein Platon
Bezopfter Veteranen.

Dort kömmt Hanswurst mit seiner Britsch,
In lauter Affensprüngen;

Dort ein Doktor mit seiner Spritz,
Ihm ein Alistier zu bringen;

Und Harnischmänner zieh'n heran,
Mit zentnerschweren Tritten,

Und Ritterfräulein, fein und zahm,
In zimpferligen Schritten;

Araber, Mohr und Grokes,
Lappländer und Baschkiren,

Sieht man nebst Türke und Chines,
Mit Musik aufmarschiren.

Dann zieh'n sie all' auf ihre Zünst'
Zum Schmausen und zum Trinken,

Dort halten sie Zusammenkünft'
Bis daß die Sterne winken.

Da geht es oft gar witzig zu,
Mit Spässen aller Arten,

Kein Mensch denkt diese Nacht an Ruh',
Stets ist man auf den Fahrten,

Von Zunft zu Zunft, von Haus zu Haus,
Mit Bechern und Pokalen;

Hier schenkt man ein, dort trinkt man aus,
Kein Mensch denkt heut' an's Zahlen.

Hier werden Tänze aufgeführt,
Dort ist ein Trupp Schnurranten,

Da wird ein Roß vermarschandirt,
Von Juden und Baganten;

Dann wird Theater arranschirt,
Dort ist gar eine Bühne,

Ganz nagelneu improvisirt,
Da spielt man Pantomine.

Ein Narr hält eine große Wag,
Der Zünfte Werth zu wägen;

Denn Alles gilt an diesem Tag
Des Sechseläutens wegen;

Da wird die eine Zunft gelobt,
Um ihren goldnen Becher,

Die andere wird ausgefoppt,
Als miserable Zecher;

Da schwindet mancher alte Groll,
Manch' Streit wird da geschlichtet,

Und manche Feindschaft freudenvoll
Durch Bacchus hingerichtet;

So geht es durch die ganze Nacht,
Bis an des Festes Ende,

Und wenn der neue Tag erwacht,
Reicht man sich noch die Hände.

Es wär' wohl gut wenn überall
Noch solche Feste blühten,

Schon sind bald alle im Verfall
Die alten Berner-Sitten.

Was ist aus unserm Jakobstag,
Aus dem Hirsmändig worden?

Wie wird jetzt noch der Frauentag
Gefeiert an manchen Orten!

Die Zürcher sind auch keine Tröpf,
Man sieht, daß sie sich's gönnen,

Und sind dabei auch keine Zöpf
Den Zeitgeist zu verkennen.

Allein sie wägen jedesmal

Das Neue mit dem Alten,

Und treffen dann die kluge Wahl,
Das Bes're zu behalten.

Drum lernt auch ihr den Unterschied:
Was „Schalen“ heißt und „Körner,“

Es wäre wahrlich hohe Zeit,
Und werdet wieder Berner.

Breuß statt Preis.

In der deutschen Bundesfestung Mainz,
wo gleichzeitig Oesterreicher und Preußen,
welche bekanntlich nicht immer am gleichen
Seile ziehen, in Garnison liegen, stand ein

gutmüthiger Oesterreicher Schildwache. Da geht ein Schulmädchen weinend vorbei. Auf die theilnehmende Frage des Soldaten: „was weinst du, liebes Kind?“ antwortete das Mädchen: „Ach, heute war Examen und ich habe keinen — Preis gekriegt. Der Oesterreicher verstand aber Preuß, und suchte das Kind folgendermaßen zu trösten: „Ei was, gieb dich zufrieden, was thust du mit 'nem Preuß — in n' paar Jahrle kriegst du 'nen Oestreicher.“

Die Zwillinge.

An einem Orte, wo sich im Sommer viele Fremde aufhalten, sah eine Dame auf dem Spaziergange ein Mädchen, welches zwei hübsche kleine Kinder hütete. Die Dame steht still und sagt: „ach, was sind das für niedliche Kinder! Das sind wohl Zwillinge?“

Mädchen: Ja!

Dame: Wem gehören denn diese niedlichen Dinger?

Mädchen: He, d's einte ist dem Schulmeister und d's andere dem Müller.

Aus einem Chorgericht.

Pfarrer: Hört, Benz, seid Ihr der Vater des Kindes, welches des alt-Wachtmeisters Anne Marei am 27sten Horner Ixthün geboren hat?

Benz: Ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Wollt Ihr jetzt die Anne Marei heirathen?

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Jä, so müßt Ihr Euch mit ihr abfinden. Ihr habt ja Mittel und ein eigenes Heimwesen. Wollt Ihr etwa der Anne Marei, die jetzt durch Euch in das Unglück gekommen ist, eine runde Summe geben?

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: He nu so de, so müßt Ihr derselben jährlich ein Gewisses geben.

Benz: Nei, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Benz, so kömmt die Sache nicht gut; was wollt Ihr denn thun?

Benz: I will's halt ablaugne, Herr Pfarrer.

Von der dritten Schweizerischen Industrieausstellung in Bern.

(Mit einer Abbildung.)

Seit vielen Jahren hinkt der Bote allem nach, was Großes und Schönes im lieben Schweizerlande zu Stande gebracht wird. Hat er sich dann von der Bedeutung einer Sache überzeugt, so greift er zur Feder und erzählt seinen Lesern was er davon weiß. So will er es auch mit der Industrieausstellung machen.

Diese hat ihre Entstehung dem schweizerischen Handwerker- und Gewerbeverein zu verdanken. Es ist dieß eine freiwillige Vereinigung von ungefähr 1000 schweizerischen Handwerkern in der ganzen Schweiz. An deren Spitze steht ein Centralcomite. Seit dem Jahr 1854 hat dasselbe seinen Sitz in Bern. Da reifte das Samenkörnlein, aus dem später der schöne Baum erwuchs.

Die Vorarbeiten begannen im Febr. 1856. Vorerst wurde bestimmt, daß neben der Industrie auch die Landwirthschaft und Kunst in den Bereich der Ausstellung gezogen werden sollen. Die ökonomische Gesellschaft und die Künstlergesellschaft des Kantons Bern sicherten ihre Unterstützungen zu. Gegen eine Vergütung von Fr. 15,000 beschloß die Regierung das ohnehin wegen der Eisenbahn zu vergrößende Kaufhaus zu vergrößern und so

dann der Ausstellungskommission auf die Dauer der Ausstellung zu überlassen.

Schon im Spätherbst 1856 waren sämtliche Reglemente, Instruktionen, Klassifikationen zc. fertig und größtentheils vertheilt, die Finanzen durch Aktien und namhafte Beiträge des Bundes (Fr. 30,000), der Kantone (zusammen circa Fr. 10,000), so wie der verschiedenen Vereine und Gesellschaften zum größten Theil zusammengebracht. Von allen Seiten versprach man sich ein glückliches Gelingen und schon hatte man in manchen Werkstätten mit der Anfertigung der Ausstellungsgegenstände begonnen.

Da schlägt plötzlich, wie aus heiterm Himmel, im September 1856, ein Blitz in die bis dahin bestandenen politischen Verhältnisse Neuenburgs. Während einiger Monate ist das friedliche Unternehmen der Ausstellung bedroht. Raum jedoch ist der Kriegslärm und das Gerassel der Kanonen verhallt, so wird das Friedenswerk mit aller Energie wieder aufgenommen. Schon im Febr. 1856 liefen von allen Seiten Anmeldungen ein. Sie vermehrten sich im Verlaufe der Zeit auf 2050. Mitte April waren sie bereits so stark angewachsen, daß das Ausstellungscomite über die 36,000 Quadratfuß hinaus, welche das Hauptgebäude bietet, noch weitere 10,000 Quadratfuß Raum verlangte. Ein Neubau ward erkannt und in ungefähr 8 Wochen stand er zweckmäßig gebaut, wohl eingerichtet und commod mit dem Hauptgebäude verbunden da. Anfangs Mai erhielt das Ausstellungscomite die ersten Gegenstände. Da gabs nun Arbeit in Hülle und Fülle; denn obgleich das Hauptgebäude schon im Winter unter Dach gebracht worden war, so konnten die Arbeiten im Innern doch erst gegen die Mitte des Monats Mai beendigt werden. Vom frühen Morgen bis zum

späten Abend wurde ununterbrochen an allen Ecken und Enden geschafft. Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Maler, Gypfer, Tappazierer, Schlosser, Glaser, Spengler zc. arbeiteten an den Gebäuden; — Lithographen, Buchdrucker, Buchbinder, Spediteure, Schreiber, Handlanger zc. für die Ausstellung. Immer noch gab es Solche, die die Möglichkeit der Eröffnung im Jahr 1857 in Zweifel zogen. Man sei zu weit zurück, das Werk werde die Unternehmer, nicht aber die Unternehmer das Werk bemeistern, hieß es überall. Und wirklich, eine mühsame und zeitraubende Arbeit folgte nun auf die andere. Das Abladen, Controliren, Placiren und Deffnen der anlangenden Kisten, Colli und Pakete; das Classifiziren, Nummern, Catalogisiren und Bezeichnen jedes einzelnen Gegenstandes wollten nicht aufhören. Während mehr als zehn Wochen sind damit gegen 30 Personen beschäftigt gewesen. Hie und da wurden diese Geschäfte dadurch bis zum Verzweifeln erschwert, daß man die Vorschriften über die Expedition außer Acht gelassen hatte. Da langten oft zehn und mehr Kisten mit einander an, von denen Niemand Auskunft zu geben vermochte wem sie gehörten. Einige Buchstaben auf dem Deckel reichten nicht hin, um den Versender zu errathen, noch viel weniger, um den Inhalt zu wissen. Nach und nach erledigte sich freilich eines um das andere und das hat dem Boten selbst wohlgethan. Auch in den Kisten sah es hie und da sonderbar aus. Der Bote war dabei, wie einmal eine solche ausgepackt wurde, die feine Seidenhüte enthielt. Man hatte dieselben in frisches, halbgedörktes Heu verpackt, das durch die Gährung ganz naß geworden war. Der Leser mag sich ein Bild machen vom Aussehen

dieser Produkte, die auf einen ersten Preis rechneten und in einem Zustande waren, daß man keinem Bagabunden hätte zumuthen dürfen, das feinste Exemplar aufzusetzen und einen Gang durch die Stadt zu machen. Ein anderer Einsender hatte vielleicht von der schlimmen Wirkung des frischen Heues etwas gehört und, um sicherer zu gehen, seinen Gegenstand in ein altes, freilich ganz reinliches — Hemd eingewickelt u. s. w.

Auch das Geschäft des Vertheilens der Plätze war kein Schleck; denn selten gab man sich mit der angewiesenen Stelle zufrieden. Wo einmal Einer war, da wollten zehn Andere hin und mußte, wie dieß unvermeidlich blieb, eine Gesamtveränderung irgendwo eintreten, so gabs lange Gesichter mehr als gut war. So viele Aussteller, so viele Interessen, Wünsche, Hoffnungen, vermeintliche Berechtigungen u. s. w. Gegen alles das gabs kein besseres Mittel als — gute Geduld.

Auf den 15. Juni war die Eröffnung festgesetzt. Leider giengen aber bis dahin kaum die Hälfte der angemeldeten Gegenstände ein; man verschob daher die Feierlichkeit auf den 27. gl. Monats. Das war der rechte Tag und dazu vom herrlichsten Wetter begünstigt. Man hatte den h. Bundesrath, die Regierung von Bern, die sämtlichen Großräthe des Kantons, alle Comite der Ausstellung, den Gemeinde- und Bürgerath von Bern, die ökonomische- und Künstlergesellschaft, das Centralcomite des schweizerischen Handwerker- und Gewerbevereins, das Comite des Gewerbevereins in Bern, die Präsidenten der 13 Zünfte, den akademischen Senat, den Regierungsstatthalter und Kantonsbaumeister, die Liedertafel und sämtliche Actionäre zu der äußerst

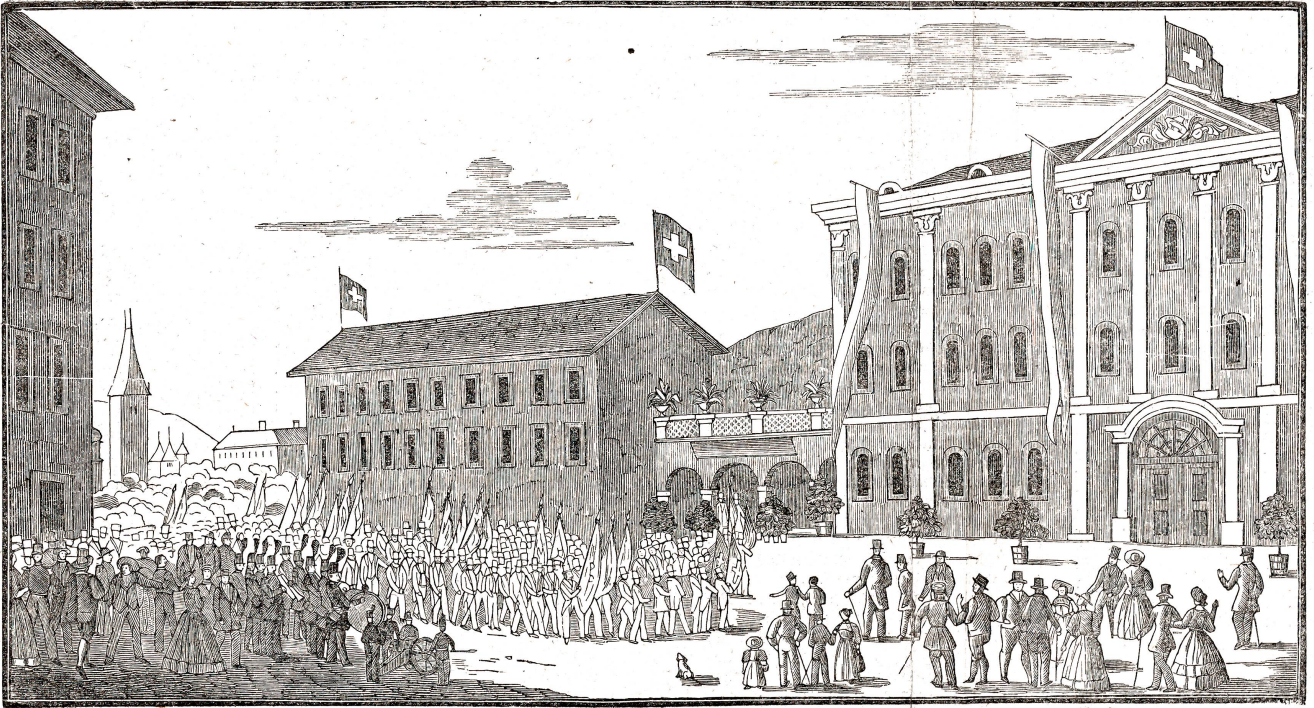
einfachen und prunklosen Feier der Eröffnung eingeladen und sie um 9 Uhr Morgens auf der Platteform in einen reich durch kantonale und eidgenössische Fahnen geschmückten Zug geordnet. Das bernische Cadettenkorps bildete Spaliere. Unter heiterm Spiel der Stadtmusik zog man, circa 1200 Mann stark, von der Platteform in die Kirche zum heil. Geist, wo die Liedertafel mit wahrer Meisterschaft zur Einleitung ein begeisterndes, herzerquickendes Lied vortrug und der Präsident der Ausstellung über die Bedeutung des großen vaterländischen Unternehmens eine ausgezeichnete Rede hielt.

Nach vollendetem Schlußgesang bewegte sich der Zug den passend geschmückten Gebäuden der Ausstellung zu. Von der großen Schanze herab kündigten 22 Kanonenschüsse, durch die Waisenhausknaben in Bern losgefeuert, dem Publikum die Eröffnung der Ausstellung an. Am Eingang in die Gebäulichkeiten empfing der Präsident des Ausstellungscomite's den Zug und geleitete denselben durch alle Sääle. Eine innige Herzensfreude über das Gelingen des Unternehmens, ein Lob und ein Erstaunen über die vortreffliche Anordnung gab sich auf allen Gesichtern kund und ließ die Arbeiten und Mühen nebst allen Unannehmlichkeiten ganz vergessen. Und wirklich, wem da das Herz nicht groß wurde bei all den tausend und aber tausend Artikeln schweizerischen Gewerbesleißes, der mußte hart abgestumpft sein. Mit Recht kann da wohl mancher Aussteller sagen:

Ich bin ein Handwerksmann, ihr glaubt mich zu erhöhen

Wenn ihr mich „Herr“ begrüßet? Nein!
Sagt „Meister“ nur: denn der muß was verstehen;

Allein ein „Herr“ — kann jeder Esel sein!



Nur mit größter Mühe brachte man den Zug wieder aus dem Gebäude, um ihn auch noch nach der Kunstausstellung im Bundesrathshaus zu führen. Auch da haben die schweizerischen Künstler durch manches prachtvolle Bild auf's Neue ihre Meisterschaft bewährt. Kunst und Industrie gehen Hand in Hand, und überall wo sie blühen, bringen sie Wohlstand in's Land.

Ein frugales Mahl in der Enge schloß das kleine aber vollständig gelungene Fest, das so zu sagen ohne Kosten gefeiert wurde und deswegen manchen anwesenden Fremden auf's Höchste in Erstaunen setzte.

Seit der Eröffnung haben sich alle Räumlichkeiten von Tag zu Tag mehr angefüllt, so daß kein Fuß leerer Raum mehr übrig geblieben ist. Mehr als 20,000 Gegenstände sind eingelangt, einer schöner und vollender, einer kostbarer und bewundernswürdiger als der andere. Sie vertheilten sich Ende Juli auf folgende Aussteller in den nachgenannten Kantonen:

Aarau	70	Transport	1070
Appenzell A. R.	21	Schwyz	26
Appenzell J. R.	7	Solothurn	28
Bern	489	Schaffhausen	56
Basel-Stadt	71	Thurgau	68
Basel-Land	12	Tessin	57
Freiburg	23	Uri	7
Glarus	23	Unterw. o. d. B.	7
St. Gallen	116	Unterw. n. d. B.	7
Graubünden	37	Vaudt	176
Genève	89	Wallis	37
Luzern	32	Zürich	141
Neuchâtel	80	Zug	15
Transport 1070		Summa	1695

Der Besuch der Ausstellung ist bedeutend. Bis zum 1. August sind über 60,000 Per-

sonen eingetreten, darunter sehr viele Fremde. Während den Festtagen des eidgenössischen Freischießens belief sich die Zahl der Besucher durchschnittlich auf 2500 täglich. Kaum je einmal wieder dürfte die Gelegenheit kommen, wo man sich für einen Franken solche Genüsse verschaffen kann wie hier. Und doch hat man seit Anfangs August auch noch diesen Preis für die Sonntage auf die Hälfte reduziert und Schulen mit ihrem Lehrer nie über 20 Centimes per Kopf bezahlen lassen. Der Voté ist trotz seinem hinführenden Bein einer der fleißigsten Besucher und es vergeht nie eine Stunde, wo er nicht etwas lernt, das ihm für immer lieb und werth ist. — Eine Beschreibung auch nur der bedeutendsten Ausstellungsgegenstände würde schon ein dickes Buch anfüllen. Jeder Kanton hat da seine Hauptindustrie auf's Schönste und Großartigste repräsentirt. Argau hat prachtvolle Reizzeuge und mathematische Instrumente nebst seinen Stroharbeiten, Störren, Wachsstuch u. c. c.; Appenzell: unbeschreiblich schöne und viele Stickerereien; Bern zeigt sich stark in der Uhren-, Eisen-, Leinwand- und Tuchfabrikation, der Holzschmiederei und einer Menge übriger Artikel des täglichen Gebrauchs, namentlich in der Landwirthschaft; Basel hat prachtvolle Seidenbänder und schöne Webstühle; Freiburg: Glaswaaren, Möbeln u. c. c.; Glarus: gedruckte Zeuge, Tafelgeschiefer und andere Mineralien; St. Gallen: ausgezeichnete Stickerereien, Zeuge, Möbeln u. c. c.; Graubünden: Möbeln, Mineralien, Liqueure, Felle u. c. c.; Genf: Bijouterien, Uhren, künstliche Blumen, Cement, Schuhe und Stiefel, Spiegelglas u. c. c.; Luzern: Glas, Leder, Drath u. c. c.; Neuchâtel: Uhren und Uhrenmacherwerkzeuge, Chronometer, Meise, Möbeln u. c. c.; Schwyz:

Wachswaaren, Floretgespinnste, Mineralien; Solothurn: Flintglas, Crownglas, rohes und verarbeitetes Eisen, Mineralien, besonders schönen Kalkstein; Schaffhausen: verschiedenartige Maschinen, Instrumente, Weine, Leder, Leuchter u. c. c.; Thurgau: gefärbte Stoffe, Garne, Werkzeuge u. c. c.; Tessin: chemische Produkte, Mineralien, Kunstgegenstände, Floretseide u. c. c.; Uri: Mineralien, Metallwaaren; Unterwalden: Mineralien, Werkzeuge, Kunstgegenstände; Vaud: Weine, Spielbänke, Papiere, Werkzeuge, Instrumente; Wallis: Weine, Mineralien; Zürich: Seidenstoffe, Maschinen, Papierartikel, Kunstwerke, Wagen, Desen u. c. c.

Wenn auch zu bedauern sein mag, daß die Bijouteriewaaren Genf's und die Seidenindustrie Zürich's nicht so vollständig repräsentirt sind als man wünschen möchte, so wird doch allgemein zugestanden, daß die Ausstellung ein ziemlich vollständiges Bild der schweizerischen Gesamtproduktion darbietet.

Dies wollte man von Anfang erreichen. Man gedachte den einheimischen wie den fremden Besuchern eine Einsicht zu verschaffen in die Kraft und den Fortschritt unseres Gewerbes, die Leistungen unseres Gewerbsfleißes, die Bildungsstufe unserer industriellen Bevölkerung. Man wollte neben diesen Licht auch die Schattenseiten aufdecken, wollte sehen, wo wir noch schwach sind. Man wollte ein Examen abhalten über die industriellen und andern Leistungen des gesammten Schweizervolkes. Diese Leistungen liegen jetzt vor. Sie geben einen Beweis, daß Intelligenz, Muth, Ausdauer, daß Kraft und Opferbereitschaft im Schweizervolke reichlich vorhanden sind. Solche Stützpfiler jeder Nation muß man von Zeit zu Zeit auf die Probe stellen, denn nur das Metall, welches

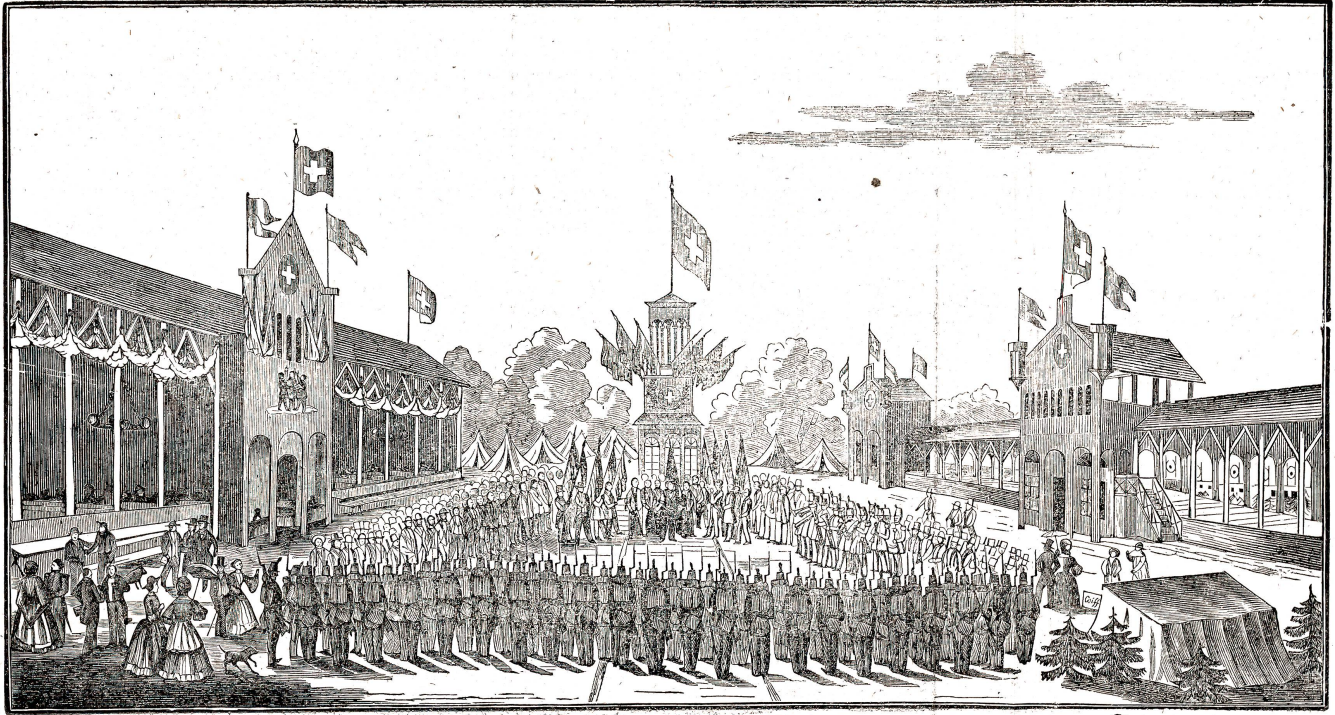
man fleißig braucht, rostet am wenigsten ein. Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, die drei produktiven Hauptthätigkeiten, welche unter Hinzutritt der geistigen Betriebsamkeit den Begriff der Gesamtindustrie ausmachen, sind die Hauptgrundlagen des Wohlstandes, die Quellen des Reichthums jeder Nation. Je gründlicher der Betrieb derselben, desto sicherer und größer der Erfolg. Blüht die Industrie, so blüht auch der Handel; liegt sie darnieder, so leidet Alles darunter. Daß sie blühe und unserm Volke immer reichlichere Früchte trage, ist der herzlichste Wunsch des Votens.

Das eidgenössische Freischießen von 1857 in Bern.

(Mit einer Abbildung).

Innerhalb eines Zeitraums von 5 Jahren hat Bern zwei Male die Eidgenossenschaft aller Gauen zu Begehung großartiger Feste in seine ehrwürdigen Mauern gerufen, nämlich in den Jahren 1853 und 1857. Das erste dieser Feste galt dem alten Bunde, den Erinnerungen der Vorzeit; es war die fünfshundertjährige Feier des Beitrittes des Standes Bern zum Bündniß der acht alten Orte. Das Schützenfest von 1857 galt vorzüglich der Neuzeit, dem neuen Bunde, dem festen Gebäude, in welches die Eidgenossen im Winter 1856 auf 1857 den letzten Stein eingefügt haben, und welches foran unerschütterter bestehen wird. Beide Feste gehören zu den gelungensten, die je auf schweizerischem Boden gefeiert worden sind; beide wurden mit der Würde begangen, die einem unabhängigen Volke eigen ist; über beide fällt die Mitteidgenossen das Urtheil: „Wenn die Berner etwas machen, so machen sie's recht.“

Das eidgenössische Freischießen von 1857 in Bern.



Das Schießen wurde Sonntag den 5. Juli eröffnet und Dienstag den 14. geschlossen. Der Schießplan war sehr günstig gestellt und wohl geeignet, die Schützen auf schönen Gewinn hoffen zu lassen. In der ersten Veröffentlichung des Schießplans fielen die Gaben wie folgt auf die verschiedenen Scheiben:

Baterland	Fr. 37,646
Auf die übrigen Stiefscheiben (Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, Ackerbau, Weinbau, Altwirtschaft), Prämien inbegriffen	„ 72,650
Rehrscheiben	„ 10,450
Rehrprämiën	„ 34,250
Feldscheiben	„ 12,310
Total:	Fr. 167,306

Durch die bis zur Eröffnung des Schießens eingelangten Nachträge wurde der Plan auf Fr. 184,598 gebracht, und die während des Schießens noch eingelangten Ehrengaben ließen die Summe schließlich auf Fr. 185,475 ansteigen.

Großartig waren die Dekorationen, die Triumpfbogen alle, die sich nicht nur auf dem Schützenplatz und in der Stadt, sondern auch an den Kantonsgrenzen auf allen Hauptpunkten erhoben; großartig aber vor Allem waren die Festhütten, welche die Festbesucher zu fassen hatten. Auf dem hinten von der Allee, auf der Seite von den schattigen Bäumen des Bremgartenwaldes begrenzten Plateau der Enge, erhoben sich die gewaltigen, aber in ihrer Bauart eleganten und zierlichen Festhütten, von denen die beigefügte Abbildung eine Ansicht liefert. Ein schönerer Festplatz ist nicht aufzufinden. Die herrliche Aussicht, welche man von der Enge aus auf das reizende Aarethal, die Stadt, das hügelige Mit-

telland und endlich die majestätischen Schneberge genießt, hat wohl auch nicht wenig dazu beigetragen, in den schönen Festtagen die Gemüther auf den Gipfel der Freude zu erheben. Doch, sehen wir uns den Schießplatz selbst etwas an. Hat man den eigentlichen Haupteingang des Festplatzes passiert, so steht rechts der Schützenstand, von 550 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Die Höhe des Mittelbaues beträgt 68 Fuß. Ihm gegenüber wartet eine lange Reihe von 68 Scheiben auf die Schützen; es sind die 8 Stiefscheiben, 50 Rehrscheiben, 8 Feldschieß- und 2 Feldstiefscheiben. Die sogenannten Blendungen aus kleinen Lammlein bilden einen förmlichen jungen Wald zwischen dem Schießstande und den Scheiben. Auf der andern Seite giebt die Speisehütte ihrer Nebenbuhlerin nichts nach an Größe und Raum, im Gegentheil. Sie ist 421 Fuß 5 Zoll lang, 113 Fuß 5 Zoll breit und 65 Fuß 5 Zoll hoch und faßt 3700 bis 4000 Personen. Ihr Haupteingang besteht aus einem prachtvollen dreifachen Portal, von dessen Gipfel herunter gewaltige Fahnen und Flaggen in den eidgenössischen Farben herunterwehen. Gegenüber dem Portal ist auf der hintern Seite die im Verhältnis stehende Küche angebaut, zu deren Bedienung allein es über 100 Bedienstete erforderte. Hier brodelten während des Festes den ganzen Tag hindurch 22 große Kochkassen, die zusammen 2800 Maß hielten, schmorrte es auf 12 Bratpfannen, so daß in wenigen Stunden zwanzig Zentner Ochsenfleisch gar gekocht und zwanzig Kälber zu Braten umgeschaffen waren. — So schmuck auch diese Küche gehalten war, so wissen wir doch noch ein hübscheres Gebäude, das der Leser ebenfalls besuchen muß, den Gabentempel, der zwischen der Schießhütte und der Speisehütte

mit prächtigen Gaben prangt, von dessen Gipfel herab während des ganzen Festes ein bunter Farbenkranz von Fahnen herunterwinkte zu der stehenden Menschenmenge. Abwechselnd besuchten nicht weniger als 84 Fahnen das Fest; in ihrer schönsten Blüthe stand die Fahnenburg am 9. Abends, wo ihrer 62 von ihr herunterwehten. Das Gebäude des Gabentempels, in dem himmeligen Styl der Berneroberrländerhäuschen aufgeführt, wurde durch zwei, sich durchschneidende länglichte Vierecke gebildet, aus dem die Fahnenburg, die auf ihrer höchsten Zinne mit Stolz das eidgenössische Schützenpanner trug, sich thurmartig emporhob. Im Innern des Tempels waren die Wände ausgeschlagen mit ungefähr 3000 fertigen Geldbeuteln, ein viereckiger gewaltiger Tisch trug die größeren Ehrengaben, unter denen besonders hervorzuhelen sind: der Becher der Schweizer von Moskau, im Werthe von Fr. 1500, die in eleganten Etwis enthaltenen ersten Ehrengaben für die Scheiben Wissenschaft, Handel, Ackerbau, Kunst, Industrie und Weinbau, von der Regierung von Bern, im Betrage von je 500 Franken, das Silbergeschire der Schweizer in Paris, im Werthe von Fr. 1500, der Becher der Schweizer in Rio di Janeiro (Fr. 400), der goldene Chronometer der Societé des armes réunies in Chaur-de-Fonds (Fr. 500), die Leuchter von den Schweizern von Delfa, die 3000 Fr. enthaltende Cassette der Schweizer in New-York, die feinen Brodrien der Berner-Damen u. s. f. In ihrem Centrum wurde besonders die Ehrengabe von Burgdorf bewundert, ein silberner Becher in einem mit braunem Sammet ausgeschlagenen Etui, umrankt von einem Nebstock, dessen Trauben auf sinnige Weise durch Goldstücke gebildet waren. In den

Ecken erhoben sich Pyramiden, aus Prämienstütern zusammengestellt. Am Vorabend des Festes, Samstag den 4. Juli, Abends 5 Uhr, kündigten die Kanonen vom Margauerthalen-herab, das Herannahen der eidgen. Fahne von Solothurn her an. Tausende von Zuschauern erwarteten in der festlich geschmückten Stadt das Symbol schweizerischer Männerkraft und Waffenehre. „Sie kommt! Sie kommt!“ rief man sich freudig zu. Voran ritt eine schmutze Dragonereskorte, es folgte die Musik der „Armes réunies“ von Chaur-de-Fonds, dann die Mutterfahne mit dem nordamerikanischen Sternenpanner und 6 andern Fahnen an ihrer Seite, umgeben von den Mitgliedern der beiden Centralcomité's von Bern und Solothurn, und hinter diesen eine muntere Schützenschaar. Auf dem Kasinoplatz brachte der frühere Festpräsident, Herr Laak, den ersten Gruß und wurde von Herrn Kurz, dem neuen Festpräsidenten, mit herzlichsten Worten und kräftigem Handschlag empfangen. Sonntags den 5. Juni erglänzte ein heller, wolkenloser Himmel über den Tausenden, die zur Stadt hineinströmten, um der Festeröffnung beizuwohnen. Um 9 Uhr sammelte sich der Zug beim Münster und bewegte sich in folgender Ordnung die Stadt hinauf nach der Enge: die beiden Schülerkorps, die Zeiger, in ihren rothen Röcken, die Läuter und Schreiber, die Stadtmusik, ein Zug Scharfschützen, die Centralcomité's von Solothurn und Bern mit der eidgen. Fahne, das Organisationscomité, der Bundesrath, der Regierungsrath, der Gemeinderath und Burgerrath von Bern, die Vorstände der Zünfte, das Induftrieausstellungscomité, der Gräufiverein und das Sängerkomite, die übrigen Comité's des Schießens, die Militärmusik, die Affonäre,

die Schützen. Letztere marschirten bereits etwa 2000 Mann stark mit 30 Fahnen und 6 Musikkorps auf. In ihrer Mitte befanden sich die Deputationen von Hamburg (4 Mann) und von Bremen (18 Mann) beide mit ihren Fahnen, die den weiten Weg gemacht hatten, um ihre schweizerischen Waffenbrüder zu sehen. Ein Zug Militär schloß das Ganze.

In den Lauben und in den Straßen, wo der Zug durchgieng, drängte sich eine ungeheure Menschenmenge um ihn, und in den Fenstern der Häuser bildeten die festlich geschmückten Frauen einen schönen Kranz. Kein Wunder, wenn die Lebenden die Schützen ehrten, selbst der leblose alte Christoffel hatte sich ja ihnen zu Lieb als Feldschütz armirt und begrüßte jede neue Abtheilung mit einem Schuß. Unter dem Donner der Kanonen stellte sich der endlich auf den Festplatz gelangte Zug vor dem Gabentempel auf, die H. H. Präsidenten Lach und Kurz bestiegen die Stufen desselben und begleiteten mit zwei vaterländischen, von tiefem Ernst und heiterer Freude durchwehten Reden die Uebergabe der Fahne, die dann mit ihren Kindern, den 30 Schützenfahnen, auf die Zinne der Fahnenburg hinaufstieg, während das Lied: „Rufft du mein Vaterland!“ von der tiefergriffenen Menge gesungen und von der Musik begleitet wurde. — Das nachfolgende Mittagsmahl in der Festhütte würzte die Musik mit den ergreifenden Tönen der Ouvertüre zum Tell und dann Herr Oberst Kurz mit dem Toast: „Den ersten Gedanken unserer Mutterkönigin, dem Vaterland! Das Vaterland lebe hoch!“ Bald darauf donnerte der Signalschuß zum Schießen und nun giengs los im Schützenstand, daß es eine Freude war. Am Abend rückte die erste Gesellschaft ein, die von Basel-Stadt. — Der Montag war

der Tag der Neuenburger, die 1500 M. stark, mit 5 Fahnen, vereint aufzogen. Da wurde die Unabhängigkeit der neuen Bundesbrüder gefeiert mit begeisterten Reden, mit Gesang, Musik und Strömen von Ehrenwein. Außer den Neuenburgern langten die Gesellschaften von Biel, Courtelary, Schaffhausen, Winterthur an, die Hanseaten schützen machten den Schweizern eine Fahne mit den Stadtfarben von Bremen zum Geschenk, und von den Schweizern in London und Paris erschienen Abgeordnete, um ihre Fahnen im Schatten der Mutterfahne flattern zu lassen, sie dann neugestärkt wieder mitzunehmen in die Fremde. — Dienstag den 7. Juli erschienen die Simenthaler mit ihrer schönen Ehrengabe für die Scheibe Alpenwirthschaft, einem prachtvollen Rind, sammt Glocke, geführt von einem stattlichen Sennen, Kunz von Wimmis. Diesem Rührer wurde beim Mittagessen die Ehre zu Theil, durch den Festpräsidenten auf die Rednerbühne geführt zu werden und aus dem Ehrenbecher trinken zu dürfen. Fast in allen Reden ehrte man heute den Ackerbau und die Alpenwirthschaft, den wackern Bauernstand der Schweiz. An diesem Tage zogen auch die Freiburger mit ihrer Kantonal schützenfahne und mit der Fahne von Murten ein. — Am Mittwoch war der Ehrentag der Urschweiz; die Männer der Waldstätte, die so oft in böser Zeit Bern zu Hülfe eilten, kamen nun billiger Weise auch an das schöne Fest und brachten herzliche Grüße aus ihren friedlichen Thälern. Am Morgen um 10 Uhr erschien das Panner von Uri, das Herr Landschreiber Lusser am Schlusse seiner feurigen Kraftrede mit dem der Fahne selbst in den Mund gelegten Verse übergab: „Liebe Eidgenossen! ich flehe, ja ich bitte: setzt mich zwischen Neuenburg und

Bern in die Mitte!“ Den Urnern folgten 100 Männer von Dahinten mit der Kantonal-
 fahne Graubünden's, dann ein Zug von 400 Waadtländern, geführt von Oberst Ch. Beillon. Die verschwisterten Panner von Schwanden und Nidwalden erschienen Nachmittags, gleich nach ihnen die Tessiner und dann die Zürcher mit der Kantons-
 fahne und 9 Gesellschaftsfahnen. Endlich die Luzerner, geführt von Nationalrath Bonmatt. — Am Donnerstag statteten die Bundesbehörden den Schützen in der Fest-
 hütte einen republikanischen Besuch ab, um zu sehen, wie sie eigentlich mit ihnen zufrieden seien, und zugleich brachten die Schützen von Glarus, Appenzell, St. Gallen, Basel-Land und Aargau starken Zu-
 wachs. — Freitags hatten die Schützen beim Mittagessen eine nicht minder will-
 kommende Visite; es waren nämlich die hübschen „Meiteli“ aus dem Oberaargau und Emmenthal in großer Anzahl vertreten und nahmen Theil an dem gemüthlichen, ruhig verfließenden Fest. So verflossen auch die übrigen Tage dieser Woche, unter emsigen und erfolgreichem Schießen, unter An-
 kommen und Scheiden lieber Brüder, unter Freudeäusserungen über unsere Freiheit, unsere Einigkeit, über die abgewendete Kriegs-
 gefahr, und endlich unter gemüthlichem Fest-
 hüttenleben, das durch keine Unordnung, durch kein Wort des Zankes, kann man sa-
 gen, getrübt wurde. — Den zweiten, in das Freischießen fallenden Sonntag feierten die Schützen durch einen Feldgottesdienst auf dem Festplatze. Den Altar bildeten Trommeln, die vor dem Gabentempel aufgestellt wurden. Herr Pfarrer Güder dankte in erhebender Predigt dem Lenker der Völkerschicksale für die treue Hut, mit der er das Schweizerland

und das Schweizervolk bis hieher durch Freud und Leid führte und ferner führen möge. — Bald darauf erschien die letzte Kantonal-
 fahne, die noch gefehlt hatte, die von Schwyz. Nach dem Mittagessen besuchten die Schwyzer, als älteste Söhne der Schweiz den jüngsten Sohn, die Neuenburger. Ihr Wortführer stellte dem Taufkinde als „Götti“ den General Dufour und den Dr. Kern vor, die das Wiegenkind mit freundlichen Reden begrüßten. Dann trat der berühmte Sänger Mengis aus Wallis auf und sang ihm zu Ehren das Lied: „Ruffst du mein Vaterland“ mit herrlicher Stimme.

Das Schießen gieng Dienstags den 14. Juli Abends zu Ende. Welche Ausdehnung es genommen hatte, beweisen folgende Zahlen. Es wurden 3916 Stichdoppel gelöst mit Fr. 127,060; ferner 348,029 Kehrmarken 30 Centimes, welche also 104,408. 70 ein-
 trugen; endlich 82,413 Feldkehrmarken mit Fr. 24,723. 90.

Die Preisvertheilung fand am folgenden Vormittag statt. Folgendes sind in jeder der acht Stichscheiben die beiden ersten Gewinner:

Vaterland: 1) Eschanz, Scharfschützen-
 hauptmann, von Siegriswyl, in La Chaur-
 de-Fonds, mit 13 Theilern. (Gabe der Schweizer in New-York, Fr. 3000.)

2) Fierz, Friedrich, von St. Gallen, mit 20 Theilern. (Ehrengabe des Großen Rathes von Neuenburg, Fr. 2500.)

Wissenschaft: 1) Siegfried-Löcher, Negotiant, in Thalwyl, Kant. Zürich, mit 9 Theilern. (Ehrengabe der Regierung des Kant. Bern, Fr. 500.)

2) Mettler, Arnold, Dr. Med., zu Stein am Rhein. (17). Ehrengabe des Bürger-
 rathes der Stadt Bern, Fr. 400.

Kunst: 1) Hofmann, Bend., von Muri,

bei Bern. (16). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500.

2) Girard, Louis, von Nigle, Waadt. (51). Ehrengabe der Regierung von Tessin, Fr. 400.

Handel: 1) Wyser, Johann Albert, aus Appenzell. (15). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500.

2) Jaquet, Henri, von St. Immer. (32). Ehreng. der Schützengesellschaft Biel, Fr. 400.

Industrie: 1) Galli, Wilhelm, von St. Gallen. (28). Fr. 500, von der Regierung des Kantons Bern.

2) Zwiggart, Simon, v. Moudon (Waadt). (30). Ehrengabe der Schützengesellschaft des Amtes Ronolsingen, Fr. 200, der Schützengesellschaft Menan, Fr. 100, und 12 Levantine-Kravatten von den Gebrüdern Wälti in Schöftland, Fr. 100.

Ackerbau: 1) Delessert, D., von Moudon, Kant. Waadt. (5 Theiler). Ehrengabe der Regierung von Bern, Fr. 500.

2) Wyß, Friedrich, Apotheker, in Zug. (38), von der Compagnie des Mousquetaires der Stadt Neuenburg Fr. 300, und von der Schützengesellsch. Interlaken Fr. 100.

Weinbau: 1) Guison, Emil, v. Yvenches, (25 Th.), von der Regierung v. Bern, Fr. 500.

2) Zimmerli, Rudolf, von Narburg (40), von den Wirthen von Bern Fr. 400.

Alpenwirthschaft: 1) Küng, Georg, von Wolfshalden, Kant. Appenzell (49), das Kind der Simmenthaler, nebst Glocke, geschätzt zu Fr. 600. (Durchs Loos.)

2) Schwyzler, Georg, in Lichtensteig, Kant. St. Gallen (49), von der Saline von Schweizerhalle Fr. 400.

Schützenkönig im Rehr war Friedr. Knuti, Sohn, in Basel, mit 287 Nummern; ihm kam zunächst Samuel Bänzinger, in Wald, mit 212; der dritte war Eduard Landwing,

aus Zug, mit 142; der vierte Johann Bär, von Männedorf (Zürich), mit 135; der fünfte Emil Pfeminger, von Stäfa (Zürich), mit 123 Nummern; den besten Schuß im Rehr, mit 0 Theilern, hat Junod, Jules, in Locle.

Aber nicht nur in der Schießhütte wurde Großes geleistet, sondern auch in der Speisehütte. Das beweisen folgende getreue Angaben über den Verbrauch: Während des ganzen Freischießens wurden nämlich in der Festhütte verzehrt ungefähr (eher mehr): 75,000 Flaschen Schützenwein, 8000 Flaschen Karthäusler, 8000 Flaschen Rheinauer, 8000 Flaschen 1854er Lavaux, 7000 Flaschen andere und fremde Weine (Walliser, Neuenburger, Champagner etc. etc.), zusammen 106,000 Flaschen; darin ist nicht begriffen der Ehrenwein; ferner: 12,000 Fäßchen Bier zu 15 Maß (180,000 Maß), 21,000 Pfund Brod, 40,000 Pfund Fleisch, 13,000 Pfund Pastetchen, 350 Pfund Kaffee. Dazu kommt noch das bedeutende Quantum, welches die Privatwirthschaft in der Enge verbraucht hat.

Nach der Preisvertheilung wurden die Fahnen heruntergenommen, der Zug bewegte sich unter Kanonendonner in die Stadt zur Wohnung des Herrn Obersten Kurz, bei dem die eidg. Schützenfahne für zwei Jahre ruhen soll. Der Festpräsident richtete ein rührendes Abschiedswort an die Menge und der Sängermengis ließ als Schlußchoral die Nationalhymne: „Ruffst du mein Vaterland“ noch einmal ertönen. — Das war der Schluß des unvergeßlichen eidgen. Freischießens von 1857.

Klare Begriffe.

Hans: Säg Röbi, het de di Großmutter o Chinder g'ha?

Röbi: Wer? Mi Großmuetter? du Narr,

wie weit i das chönne wüsse? Mi Großmutter ist jo lang g'storbe, göb i uf d'Welt cho bi.

Im Spitale zu N.

Doktor: Guten Tag, Krankenwärter! Was machen denn die Kranken im Saale Nr. 1, denen ich gestern Arznei verschrieben habe?

Krankenwärter: Sechs sind in der Nacht gestorben.

Doktor: Aber ums Himmelswillen! ich habe ja doch sieben eine Arznei verschrieben.

Wärter: Ja wohl; aber einer hat nicht eingenommen; der lebt noch.

P'enn'mi marsch.

Als die Franzosen wieder über den Rhein zurückgejagt wurden, verfehlte ein Detaschement den rechten Weg um nach Bacharach am Rhein zu kommen; der Oberst schickte daher einen Offizier auf das Feld hinaus um einen Bauern zu fragen, wo sie seien; da der Offizier aber der Gegend nicht recht traute, so schrieb er dem Bauern nur von weitem fragend zu: „par ici pour Bacarac?“ Der Bauer meinte, er schreie ihm einen Toast auf die Pariser zu und antwortete mit „Leck m'r im A...!“ Darauf sprengte der Offizier zum Detaschement zurück und meldete: der Bauer habe geantwortet: „l'ennemi marche“ (der Feind ist im Anmarsch), worauf sich Alles über Stock und Stein dem Rhein zu flüchtete, ohne mehr nach Bacharach zu fragen.

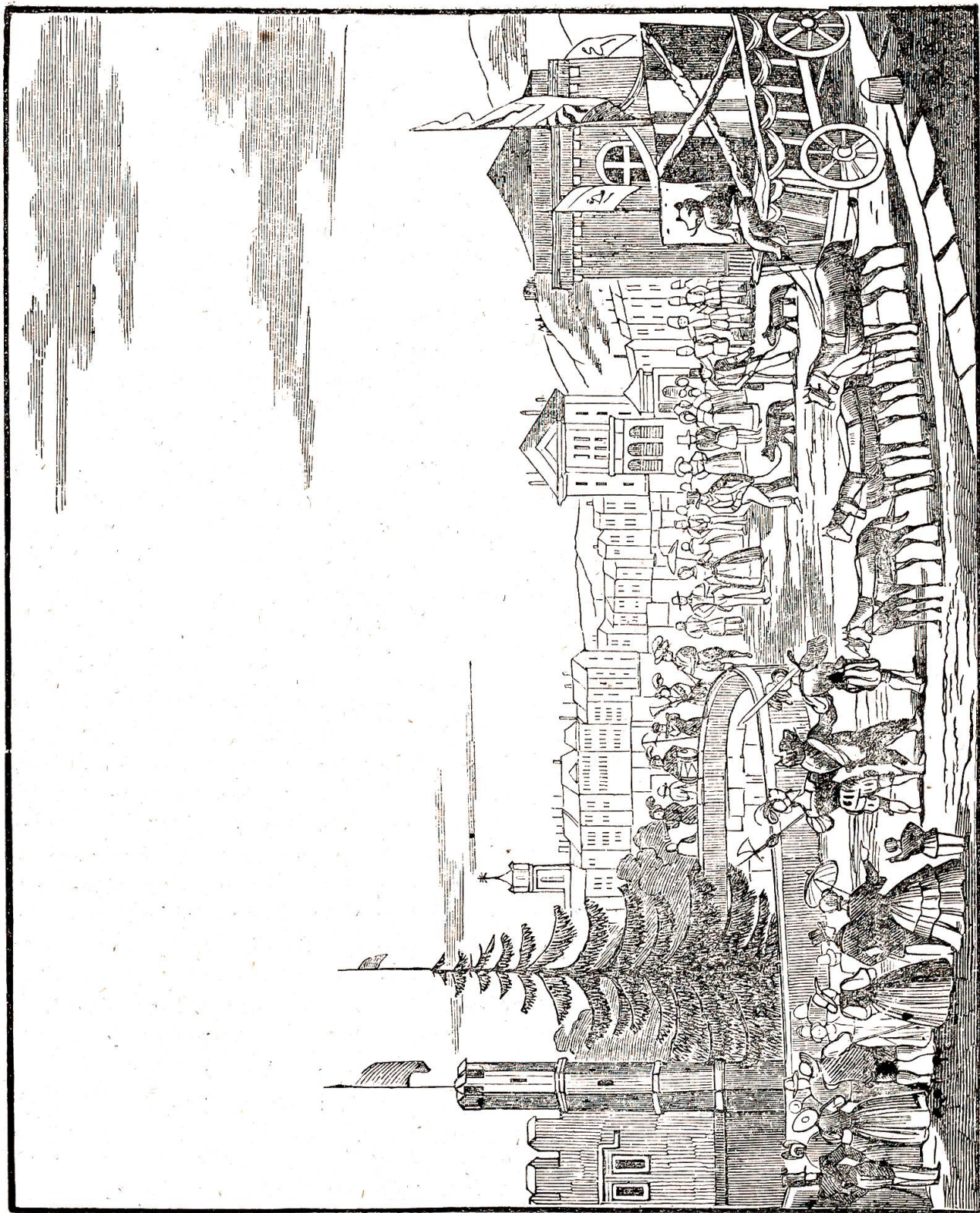
Der Einzug in den neuen Bärengraben. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Was doch die Eisenbahnen nicht alles zu unterst und oberst kehren! Eine ihrer ersten sichtbaren Wirkungen in der Bundesstadt war

die Verlegung des alten ehrwürdigen Bärengrabens, wo die vierfüßigen Symbole des Stadtwappens seit Jahrzehnten ungestört ihren harmlosen Freuden lebten und das Publikum auf wohlfeile Weise belustigten. Dieser Graben mußte ausgefüllt werden, damit fortan die Lokomotive darüber hinbrausen könne. Die nothwendige Folge davon war, daß man den muntern und possirlichen Thieren, auf deren gesicherte und behagliche Existenz jeder wackere Berner so großen Werth setzt, eine andere schickliche Wohnung anweisen mußte. Einen sehr geeigneten Platz fand man am andern Ende der Stadt, außerhalb der großen Nydeckbrücke. Nachdem das alte Bärenpaar einige Tage vorher in aller Stille nach dem neuen Lokale gebracht worden war, fand Mittwoch den 27. Mai 1857, Nachmittags 2 Uhr, die Züglete der vier kleinern Bären mit einem gewissen festlichen Gepränge statt, dessen sich männiglich, Alt und Jung, herzlich freute.

Schon um die Mittagsstunde wurde es in den Lauben lebendiger als gewöhnlich. Zahlreiche Gruppen bewegten sich die Stadt aufwärts nach dem alten Bärengraben, andere abwärts dem neuen zuwandernd; die Fenster längs den Hauptstraßen, durch welche der Zug der ganzen Stadtlänge nach gehen mußte, füllten sich mit neugierigen heitern Gesichtern. Als endlich der Hahn an dem altberühmten Zeitglockenthurm 2 Uhr gekräht, drängte sich zu beiden Seiten der Straßen so massenhaft, daß man im eigentlichsten Sinne des Wortes hätte auf den Köpfen gehen können, Alles froh, Alles scherzend, als ob jede Sorge vor den vierfüßigen Tageshelden entwichen wäre. Jetzt aber durften diese auch nicht mehr länger auf sich warten lassen, und kaum hatte die Stunde auf allen Thürmen ausgeschlagen,

Der Einzug in den neuen Bärengraben.



als der stattliche Festzug an dem altehrwürdigen Christoffel vorbei in die Spitalgasse einlenkte. — Voraus marschirten die Waisenhauskadetten. Ihnen folgte, aufrecht und alleingehend, ein stattlicher Mutz, der den Vorwurf der Bärenunhöflichkeit aufs allerschlagendste zu widerlegen sich bemühte; seine Bordertaken wußten in zierlichster Weise Naschwerk und Rußhände auszuthheilen, während die mächtige Schnauze die höflichsten Grüße nickten..... Hinter diesem vierfüßigen Tanzmeister folgte die Stadtmusik, in der malerischen Tracht des 16. Jahrhunderts mit der schwarz-rothen Stadtfarbe; unter den runden schwarzen Hütchen, von denen die rothe Feder nickte, schauten bärtige Gesichter hervor, die ihren Instrumenten alterthümliche Volksmelodien zu entlocken wußten. Und endlich dann die Hauptsache, der Wagen mit den Festhelden, gezogen von einem prächtigen milchweißen Sechsgespann, auf jedem Sattelpferde ein Reitknappe, ebenfalls in mittelalterlicher Tracht und der Stadtfarbe. Vorn auf einem erhöhten Sitze saß zwischen der franz. Tricolore und dem russischen Adler abermals ein Mutz, die eine Vorderpfote ernsthaft auf einen Speer gestützt, in der andern eine Ruthe haltend, an der allerlei Naschwerk hing, zum Beweise, daß die Berner-Bären ebensogut als die bürgerliche Jugend mit Liebe und Ernst erzogen werden. — Von den Stadtfahnen überwimpelt und von Kränzen bedeckt lagen hinter diesem Mutze zwei große Kisten, in welchen hinter leichten Gittern die vier Mutzchen saßen.

Das neue Quartier reichlich mit Fahnen und Kränzen ausgeschmückt, war ebenfalls von einer harrenden unzähligen Menge umdrängt; die hoffnungsvolle Jugend, die unten im Gewühle keinen Platz mehr gefunden,

hieng droben auf den Nesten der Linden- und Platanenbäume. Als der Zug endlich angelangt, wurde er von einer in der Bärenwärterwohnung verborgen postirten Musik mit dem alten Bernermarsche begrüßt, während von der Höhe des Muristaldens herab die Kanonenschüsse der Waisenhausknaben krachten. Hierauf wurden die angekommenen Bewohner des Bärengrabens, einer nach dem andern, unter Instrumententusch und Böllersalven in den für sie bestimmten Zwingerraum gebracht. Erst nachdem alle vier beisammen waren, stiegen sie mit höchst ernsthafter Miene an, die neue Wohnstatt zu untersuchen und, wie es schien, sich die immer steigende Zufriedenheit durch höchst bezeichnende Pantomimen einander mitzutheilen. Endlich schaute einer in die Höhe und erblickte die mitten im Hofraume stehende Tanne mit Äpfeln und Kuchen behängt. Langsam schlenbert er dem Stamme zu und schwingt sich mit Affengeschwindigkeit die nächsten Nester hinauf. Als bald hing der ganze Rudel in den Zweigen, um unter den drolligsten Veranstaltungen und vom schallenden Gelächter der Zuschauer begleitet, der süßen Beute habhaft zu werden. Die Böller krachten zum letzten Mal, die Musikbanden stimmten das letzte Stück an, um sich dann am „Ehrenweine“ zu erlaben. Die Zuschauermenge aber lachte und drängte sich um die Zwiingerbrüstungen bis in die sinkende Nacht hinein.

Eheliche Fassung.

Am Sonntage.

Hans zu seinem Nachbar: Säg, Peter, wie geit's deheim? Di Frau isch, wie mer d's Züsi g'seit het, neueme übel z'wäg?

Peter: He fryli, isch sie. Sie het's sit dreien Tage im Chopf und im Buuch. Z'erst

chlagt si über Chopfweh und d'ruf geit's obsig u nidig, daß es e grüüsligi Sach ist.

Hans: Was seit de der Dokter?

Peter: Dä schüttlet der Chopf. Wo n'er vorhi vom Nenni furtgange-n ist, so het er zu mer g'seit: Peter, es steit böös, machet ech uf Alles g'faßt.

Hans: Peter, du chast mi duure.

Am Dienstage.

Hans: Wie steit's deheim?

Peter: He, wo der Dokter hütt wieder cho ist, so het er mer bim Weggah g'seit: „Peter, i wünsche 'n ech Glück, eui Frau ist g'rettet.“ Dä Challi, für was hä 'n i mi de bruuche z'fasse?

Wie du in den Wald schreist, so tönt es wieder heraus.

Ein ausgedienter Corporal, der lange Jahre in ausländischen Kriegsdiensten gestanden, kam nach Hause zurück und wußte den Leuten auf dem Dorfe allerhand Kurzweiliges zu erzählen. Dabei aber war er etwas prahlerisch und übermüthig, rühmte über die Maßen, wie gut er es draußen gehabt und tadelte gar vieles, besonders auch an der Nahrung und Kost, die er jetzt bekomme. Er war ein gar großer Liebhaber von Meerfischen, von denen man, wie er sagte, in der Fremde für ein Spottgeld so viel habe essen können, als einen gelüftete. Eines Tages fragte er des Abends beim Schoppen den Wirth des Dorfes, ob er bei ihm nicht Stockfisch bekommen könnte, das sei so ein b'sungerbar gutes Fressen. Der Wirth antwortete: Nein, das habe er nicht, hier verlangen die

Leute sonst nur etwa eine Schnitte Hammen oder ein Würstli und etwas Geschlämet's; wenn es aber dem Herr Corporal besondere Freude mache, so wolle er am nächsten Dinstage vom Markte ein Stück Stockfisch heimbringen und es ihm zurecht machen, so gut es etwa in seiner ordinäre Küche möglich sei. „Gut so, dabei bleib't's,“ war die Antwort. Der Wirth hielt Wort, und bereitete einige Tage darauf dem Corporal eine gar appetitliche Platte Stockfisch. Dieser ließ sich die Lieblingspeise wohl schmecken und munterte den Wirth auf ebenfalls mitzuhalten. Der aber fragte nicht viel nach dem seltenen Gerichte, bedankte sich und sagte, er esse nicht gerne Stockfisch. Dieser Abschlag erzürnte den Corporal, so daß er in seinem Unmuthe sagte: „Das ist nicht recht, wenn Brüder einander nicht gerne haben.“ — Der Wirth merkte die Grobheit wohl, blieb aber ganz ruhig und antwortete: „Immer noch besser, als wenn sie einander fressen.“ — Der Corporal steckte die Antwort ein, die übrigen Gäste lachten und der Schulmeister sagte im Weggehen: „Wie man in den Wald schreit, so tönt es wieder zurück.“

Sprüche und Verse.

Wer ist es der aus Rohr die erste Flöt' erfand?

Wer grub den ersten Vers auf eines Baumes Rinde?

Wer schuf das erste Bild aus Schatten an der Wand?

Die Liebe ist es — Liebe wirkt geschwinde Und langsam der Verstand.